Ausgabe B

Der Patriot

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr 590 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler-Straße 13

Der Sintfeldbote

Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg., kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg., Textspalte 1 mm hoch und 68 mm breit 15 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Nr. 261 (1. Blatt) | Büren, Donnerstag, 6. November 1941 | 46. Jahrgang

Nachkriegspläne!!

Das Plänemachen für die Zeit nach dem Kriege, das immer wieder in anglo-amerikanischen Reden und Presseerörterungen auftaucht, geht zu einem großen Teil sicherlich darauf zurück, daß der Schwarm der im feindlichen Lager versammelten Exilregierungen nach diesem Gesprächsstoff verlangt. Das Denken der Verbannten ist gewissermaßen von einer nervösen Fragewut belastet. Sie haben im Grunde keine größere Sorge, als die, was aus ihnen noch werden soll. Daß sie ihr Schicksal mit dem der angelsächsischen Führung verbunden haben, verdrängt doch nicht den Gedanken, daß sie, selbst im Falle der von ihnen erträumten deutschen Niederlage, auf das tote Gleis geschoben werden könnten und daß dann, unter einer Neuauflage amerikanisch-britischer Hegemonie, ihre Rolle erst recht ausgespielt wäre. Die „Belange" der Emigrierten sind verschiedenartig. Nur der Rachedurst gegen das Reich eint sie. Im übrigen haben sie ihre besonderen Ziele und Aspirationen, ihre eigenen Vorstellungen von der Zukunft. Diese auseinanderstrebende Interessentengruppe muß von der gegnerischen Regie mit immer neuen Verlautbarungen über die Nachkriegsgestaltung Europas und der Welt unter einen Hut gebracht werden. Dies war schon der hauptsächlichste Zweck jener Atlantikbotschaft, die im Sommer von Churchill und Roosevelt als Grundakkord einer Zukunftsmusik mit so viel Feierlichkeit angestimmt wurde.

Neuerdings hat sich nun auf einer internationalen Labour-Konferenz in Amerika der Engländer Attlee zu dem Thema geäußert, sicherlich wieder zuliebe jener Emigranten die als Scheinrepräsentanten auf dieser Konferenz zugegen waren. Er meinte, es käme vor allen Dingen auf die recht zeitige wirtschaftliche Planung für die Nachkriegszeit an, äußerte sich jedoch nur in verschwommenen, undurchsichtigen Wendungen über diese Planungen. Immerhin gab er mit seiner Rede einem Polen das Stichwort, der von Deutschland, als besondere Klausel eines zukünftigen Friedens, Entschädigungen für die Arbeit in den besetzten Gebieten verlange, also über die tatsächlich stattfindende Lohnregelung hinaus einem neuartigen Reparationswahn das Wort redete.

Wesentlich großzügiger ist das Zukunftsbild, das im Sinne dieser hoffnungsvollen Perspektiven ein gewisser Douglas Miller in einer südamerikanischen Zeitung entrollt. Das geschlagene Deutschland müßte von allen Eisen- und Kohlevorkommen im Osten und Westen durch entsprechende Grenzziehung entblößt, für jegliche Metalleinfuhr gesperrt und demgemäß zu einem Agrarstaat degradiert werden. Eine Folgeerscheinung dieser Dekadenz würde sein, daß die deutschen Städte veröden würden. Mit diesem wirtschaftlichen Vorschlag ergänzt sich eine mehr politische, freilich nicht mehr originelle Anregung, die neuerdings aus dem Munde des ehemaligen tschechischen Präsidenten Benesch kam. Nach dem Kriege würde es sich als notwendig erweisen, große Teile Deutschlands für eine gewisse Zeit militärisch zu besetzen. Zweifellos schwebt ihm eine Besetzung vor, der gegenüber sich diejenige des Rheinlandes nach dem Weltkrieg als harmloses Miniaturgebilde ausnehmen würde. Gleichzeitig hat er die Idee, Europa in zwei große Staatenblocks, die seinen tschechischen Wünschen entsprechen würden, einzuteilen.

Es wäre vertane Zeit, derartige Erwartungen zu registrieren, wenn sie uns nicht darüber unterrichteten, daß alle feindlichen Zukunftspläne Umschreibungen für ein gemeinschaftliches Ziel, den Untergang Deutschlands, sind. Wie immer auch ihre europäischen Rechenformeln lauten mögen, sie enthalten alle, wenn auch oft aus Täuschungsgründen verklausuliert, als feststehenden Posten die Fiktion von der Vernichtung des Reiches. Dies zu wissen, gehört mit zur Erkenntnis des Gegners und seiner Absichten.

---

14 bolschewistische Agenten zum Tode verurteilt

Bukarest, 5. Nov. Das Kriegsgericht von Kischinew hat 14 bolschewistische Agenten zum Tode, zwei weitere zu 15 bezw. 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Die Angeklagten waren zur Zeit der bolschewistischen Besetzung Bessarabiens in das rumänische Gebiet gekommen, um hier zu Gunsten der Sowjets Spionage zu treiben und Terroristenbanden zu organisieren. Zur Zeit des Rückzuges der Sowjetarmee waren sie in Bessarabien verblieben, um durch Sabotageakte den Vormarsch der deutsch-rumänischen Truppen aufzuhalten.

In zwei Wochen 50 bis 60 USA.-Flieger bei Flugunfällen getötet

Newyork, 5. Nov. Wie Associated Preß aus Washington berichtet, haben sich die Flugunfälle in Armee und Marine der USA derart gehäuft, daß mit dem Verlust von 50 bis 60 Fliegern zu rechnen ist.

Roosevelts Hetzkumpane gratulieren

Zum Jahrestag der Oktobermorde der bolschewistischen Mordbuben

Berlin, 5. Nov. Wie die TASS in Ermangelung von Siegesmeldungen ausführlich verbreitet, haben „viele führende USA.-Persönlichkeiten" anläßlich der Jahresfeier der bolschewistischen Oktoberrevolution Begrüßungsbotschaften an die Völker der Sowjetunion gerichtet. Diese Telegramme der mehr oder weniger jüdischen Trabanten um Roosevelt und die „erste Kommunistin der Staaten", die Samara immerhin schneller erreichen als irgendwelche Waffenhilfe, sind so schwungvoll und so . . . unsinnig, daß wir gern einige Kostproben daraus genießen.

So drückt z. B. der Vorsitzende des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, Connaly, sein „unbegrenztes Entzücken über den edlen Widerstand" der Sowjetunion gegen einen Feind aus, der ihre Wohnstätten „besudelt". Ein anderer demokratischer Abgeordneter, Green, läßt sich gleichfalls nicht lumpen und meint, die Sowjetunion und die USA. verfolgten beide ein edles Ziel. Auch die Vereinigten Staaten wirkten im Interesse der Selbstverteidigung und bereiteten sich angespannt darauf vor, um das „drohende Eindringen" (!) zu vereiteln. Ein anderer Gratulant zum Jahrestag der bolschewistischen Oktobermorde, Mr Sprag, „applaudiert dem Heldenmut, den die Völker der Sowjetunion dem vertierten Aggressor gezeigt haben".

Schenken wir uns die weiteren Genüsse, die die TASS in Form von Telegrammen eines Malers, eines Regisseurs und eines Professors serviert. Auch sie senden ihre „brüderlichen Grüße" und sind „von tiefer Dankbarkeit darüber erfüllt, daß die Sowjetunion für die Interessen der werktätigen, der freiheitsliebenden Menschen der ganzen Welt" kämpfe. Die Millionen deutscher Soldaten und mit ihnen die verbündeten Truppen fast aller europäischen Staaten haben das „Paradies der Werktätigen" gründlich kennengelernt und danken es dem Führer, daß er Europa vor dieser fürchterlichen Bedrohung durch diese Pest befreit hat. Nur den skrupellosen Kumpanen Roosevelts bleibt es vorbehalten, die bolschewistischen Mordbuben, die sich der jüdischen Politik des Goldes untertan zeigten, mit schmierigen Worten voller Verlogenheit zu verherrlichen. Die Folgen dieser verantwortungslosen Machenschaften werden auch für die USA. nicht ausbleiben.

Faule Eier für Halifax

Stürmische Kundgebungen gegen den britischen Botschafter in Detroit

Detroit, 5. Nov. Als der britische Botschafter Halifax am Dienstag zur Besichtigung der Rüstungsindustrie in Detroit weilte, wurde er Gegenstand lebhafter Kundgebungen, die von verschiedenen Frauenverbänden durchgeführt wurden. Vor dem Hotel des Botschafters demonstrierten Frauen mit Plakaten, die gegen England und gegen den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten gerichtete Schlagzeilen trugen und überschütteten Halifax beim Verlassen mit Zurufen wie „Nieder mit England" usw. Die Demonstrationen erreichten ihren Höhepunkt, als Halifax die Residenz des Erzbischofs von Detroit betrat. Er wurde mit einem Hagel von Tomaten und faulen Eiern beworfen und ehe die Polizei die Demonstranten zerstreuen konnte, war der Botschafter von mehreren Eiern betroffen worden. Auch am Montag schon war der Botschafter Anlaß lebhafter antienglischer Demonstrationen, bei denen Plakate mit Aufschriften wie „Nieder mit England" und „Halifax ist ein Kriegshetzer" getragen wurden.

Jaila-Gebirge durchstoßen

An der Südküste der Krim das Schwarze Meer erreicht

2 Sowjettransporter versenkt

Aus dem Führerhauptquartier

5. Nov. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Auf der Krim wird die Verfolgung sowohl in südlicher wie in ostwärtiger Richtung fortgesetzt. Trotz schwieriger Geländeverhältnisse ist das Jaila-Gebirge an einer Stelle bereits durchstoßen und die Küste des Schwarzen Meeres erreicht. Die Luftwaffe bombardierte die Krimhäfen Sewastopol, Jalta und Kertsch und versenkte in diesen Gewässern zwei Transporter mit zusammen 10 000 BRT. sowie ein Bewachungsschiff. Fünf weitere Handelsschiffe und ein kleiner Kreuzer der Sowjets wurden durch Bombenwurf erheblich beschädigt.

Bei Leningrad brach ein nach starker Artillerievorbereitung unternommener Uebersetzversuch des Feindes über die Newa unter schweren Verlusten für den Gegner in der deutschen Abwehr zusammen. Von etwa 100 Booten wurde die Hälfte versenkt, der Rest zur Umkehr gezwungen. Wiederholte von Panzern unterstützte Ausbruchsversuche des Feindes an der übrigen Einschließungsfront wurden größtenteils schon in der Bereitstellung zerschlagen.

Starke Kampffliegerverbände führten bei Tage schwere Angriffe gegen die durch Kraftwagen- und Flugzeugerzeugung bedeutende Industriestadt Gorki durch. Volltreffer schweren Kalibers richteten im Autowerk Molotow, im Werftgelände an der Wolga und an den Bahnanlagen der Stadt große Zerstörungen an. Mehrere ausgebreitete Brände entstanden.

Bei Luftangriffen auf Leningrad konnten kriegswichtige Anlagen in Brand geworfen werden. Auch Moskau wurde in der letzten Nacht bombardiert

Im Seegebiet der Faroers versenkten Kampfflugzeuge einen Frachter von 5 000 BRT. und erzielten Bombentreffer auf einem weiteren größeren Handelsschiff.

Vorpostenboote wehrten im Kanal wiederholte Angriffe britischer Schnellboote erfolgreich ab. Im Artilleriegefecht wurden ein feindliches Schnellboot versenkt, zwei andere durch mehrere Treffer beschädigt.

Im Golf von Suez wurde am 3. November ein britisches Torpedoboot durch Bombenwurf eines deutschen Kampfflugzeuges beschädigt.

Britische Bomber unternahmen in der vergangenen Nacht wirkungslose Angriffe auf West- und Nordwestdeutschland.

Vichy. Der linksgerichtete Abgeordnete Pierre Bloch ist wegen staatsfeindlicher Betätigung festgenommen worden.

Lissabon. Die am 8. November beginnende große deutsche Architektenausstellung in Lissabon, die Generalbauinspektor Prof. Speer eröffnen wird, findet in der portugiesischen Presse schon größte Beachtung.

„Der größte Flegel der USA"

Laguardia zum Oberbürgermeister von Newyork wiedergewählt

Mit knappster Mehrheit

Newyork, 5. Nov. Laguardia ist zum dritten Male mit einer Mehrheit von nur 133 841 Stimmen gegen den demokratischen Kandidaten O'Dwyer zum Oberbürgermeister von Newyork gewählt worden. Laguardia vereinigte auf sich 1 186 394 Stimmen, O'Dwyer 1 052 553 Stimmen.

Reuter bemerkt dazu, diese Mehrheit sei die knappste, die seit einer Generation bei der Wahl des Bürgermeisters von Newyork festgestellt sei.

Obgleich Laguardia nicht nur die bedingungslose Unterstützung der Roosevelt-Clique, sondern auch der Juden und Kommunisten hatte, wird aus Newyork gemeldet, hätten bereits die ersten Teilergebnisse ein scharfes Rennen zwischen dem zur Wiederwahl stehenden Laguardia und dem demokratischen Staatsanwalt O'Dwyer gezeigt.

Laguardia, der, wie er über seine Abstammung selbst erzählt, seine Mutter auf dem jüdischen Friedhof in Budapest beerdigte und von seinem Vater im Ghetto von Newyork das Hebräische und den Talmud lernte, hat bekanntlich sein Fähnlein oft gewechselt, je nach dem Wind, der ihm für seine politische Strebebahn günstig erschien. Dadurch gelang es ihm im November 1933 zum ersten Male und am 3. November 1937 zum zweiten Male zum Oberbürgermeister von Newyork gewählt zu werden.

Gleich aber, ob der Jude Laguardia sich als radikaler Pazifist oder als hemmungsloser Kriegshetzer gebärdete, in einem ist er sich stets treu geblieben — er hat nie aufgehört, gegen Deutschland und alles Deutsche zu hetzen und zu geifern. Es ist derselbe Jude Laguardia, der sich in der Schmähung gefiel: Meinen Kindern lehre ich den tödlichen Haß gegen Deutschland, und ich hoffe, daß alle meine zukünftigen Enkel und deren Enkelkinder diese Haßgefühle pflegen werden, und der im Mai v. J. erklärte: Die deutsche Pest müsse unterdrückt werden und wenn sie unterdrückt sei, dürfe sie 20 Jahrhunderte lang nicht wieder zum Vorschein kommen.

Im Oktober 1941 zeichnete im Abgeordnetenhaus der Demokrat Kennedy das Konterfei des berüchtigten Hetzers mit folgenden Worten: Laguardia sei bekannt durch seine lose Zunge, von der die gemeinsten Worte in der beleidigendsten Sprache kämen. Wie ein Mann auf fliegendem Trapez sei er von einer politischen Partei zur anderen gesprungen und trage deshalb die politischen Embleme vieler Parteien. Das einzige aber, das ihm wirklich zukomme, sei das Abzeichen der Kommunisten. Kürzlich erst bezeichnete ein anderer Abgeordneter Laguardia als „den größten Flegel der USA."

Es wäre verfehlt, aus der knappen Mehrheit, durch die Laguardia jetzt mit Hilfe der Roosevelt-Clique, Juden, die bekanntlich drei Millionen der Einwohnerschaft Newyorks ausmachten, und Kommunisten zum dritten Male Oberbürgermeister werden konnte, voreilige Schlüsse zu ziehen. Das Ergebnis zeigt aber immerhin, daß trotz der unentwegten Agitationshetze der Kriestreiber ein nicht unbedeutender Teil der USA.-Bevölkerung die klare Vernunft gegenüber den Hetzereien dieser Judencliaue nicht verliert.

(Schluß unten rechts).



Der Fälscher Roosevelt mit dem jüdischen Kriegshetzer Laguardia. (Weltbild-M.)



Ein typischer Brite

Im Alter von 84 Jahren verstarb Viscont d'Abernon, der von 1920—1926 Botschafter in Berlin war.

Er übernahm diesen Posten als diplomatischer Außenseiter und tat sich viel zugute darauf, kein Mann der Foreign-Office-Routine zu sein und den lässig auftretenden Aristokraten mit ausgebreiteten künstlerischen Interessen zu spielen. Wie er seine Aufgabe in Berlin auffaßte, zeigt sein dreibändiges Memoirenwerk über die Jahre, die er in der Reichshauptstadt verbrachte. Er war bestrebt, die Tributfrage so zu lösen, daß England in Deutschland auf lange Zeit hinaus einen willig fronenden Vasallen besaß. Selbstverständlich war d'Abernon bemüht, Deutschland einigermaßen zahlungsfähig zu halten, da England sonst leer ausgegangen wäre, und er bekämpfte daher die Taktik Poincarés, mittels der Tributfrage das Reich vollends unter französisches Kuratel zu stellen. Aus den gleichen Erwägungen trat er für die Locarnolinie ein: Deutschland sollte eben selbst an der Konsolidierung des brüchigen Versailler Systems mitarbeiten, ohne aber dadurch die Gleichberechtigung zu erlangen, welche die in bunter Folge wechselnden Reichsregierungen erwarteten, weil sie in England einen ehrlichen Partner sehen wollten.

Ueber die trüben Gestalten, die damals die politische Szene in Berlin belebten, urteilte d'Abernon auch dann mit größtem Sarkasmus wenn er in ihnen willfährige Werkzeuge fand. Er empfand sich in diesem Getriebe als ein britischer Resident, als Finanzberater im Stil seiner türkischen und ägyptischen Zeit. Deutschland war für ihn „reizlos". Von den Deutschen schrieb er: „Die kuppelartigen Köpfe, die viel kleiner sind als sie aussehen, die untersetzten runden Körper, die phänomenale Entwicklung der Körpergegend, die man beim Pferde den Kamm nennt, die steifen, rechtwinkligen Manieren stehen im Gegensatz zu der Anmut und Grazie ihrer Nachbarn."

Einige Zeilen dieses aufschlußreichen Werkes sind auch den Juden gewidmet, die d'Abernon „die treuesten Freunde und die klügsten Berater" nannte. „Ich würde jedem Angelsachsen, der sich ins Geschäftsleben hineinwagt, den Rat geben: „Tun Sie nichts, ohne sich einen jüdischen Mitarbeiter oder Ratgeber gesichert zu haben." Man braucht diese Bewertung nur seinem Urteil über das deutsche Volk an die Seite zu stellen, um das Wesen dieses typischen Briten zu erfassen, der sich das Verhältnis zwischen Deutschen und Engländern nur unter dem Gesichtpunkt einer dauernden Vormundschaft vorstellen konnte und damit doch, aller zur Schau getragenen Eigenart zum Trotz, ein vollgültiger Vertreter des berüchtigten „Foreign-Office-Geistes" war, der diesen Krieg entfesselte, weil er nicht begreifen konnte, daß das willenlose Zwischenreich für alle Zeiten vergangen war.

Hilfe für die versehrten Soldaten

Von Harry Nadrowski, Oberst im Oberkommando der Wehrmacht

Die Wehrmacht hat der Berufsfürsorge für ihre Soldaten von jeher allergrößte Aufmerksamkeit geschenkt. Die sorgfältige Betreuung der „Versehrten" des besonderen Einsatzes der Wehrmacht bei der Rückführung in ihren bürgerlichen Beruf sieht der nationalsozialistische Staat als seine Ehrenpflicht an. Die Grundlage hierfür schafft das Wehrmachtfürsorgegesetz. Das Gesetz stellt den Gedanken in den Vordergrund an die Spitze der Versorgung für Beschädigte nicht den Anspruch auf Rente, sondern den Anspruch auf Arbeit treten zu lassen. Das Deutsche Reich will seinen Versehrten, die zwar dienstunfähig, aber doch arbeitsverwendungsfähig entlassen werden, durch weitgehende Fürsorgemaßnahmen die Gewähr geben, daß sie als vollwertige Arbeitskraft in das berufliche Leben wieder eingegliedert, damit wirtschaftlich sichergestellt und seelisch befriedigt werden.

Die Durchführung der wichtigen Aufgabe der Rückführung versehrter Soldaten in bürgerliche Berufe obliegt den Wehrmachtfürsorge- und -versorgungsdienststellen, d. h. den Wehrmachtfürsorge- und -versorgungsämtern und als deren Organe den Wehrmachtfürsorgeoffizieren. Diese sind in allen größeren Standorten eingesetzt; sie haben in Verbindung und in Zusammenarbeit mit allen in Frage kommenden Behörden und Dienststellen zu sorgen, daß die Unterbringung der Versehrten in einen bürgerlichen Beruf und die hierzu unter Umständen notwendige Berufsausbildung rasch und reibungslos vor sich geht.

Welche Vorbereitungen und Maßnahmen hat der Wehrmachtfürsorgeoffizier hierzu zu treffen?

Einer Berufsausbildung geht stets die Berufsberatung voraus. Für diese gelten folgende Richtlinien: Der Einsatzbeschädigte ist, wenn irgend möglich, in seinem alten Beruf einzuschulen und an seinen alten Arbeitsplatz zurückzubringen. Wenn der alte Beruf nicht mehr ausgeübt werden kann, ist anzustreben, den Einsatzbeschädigten in einen verwandten Beruf einzuschulen, damit er seine bisherigen beruflichen Kenntnisse nutzbringend verwerten kann. Die Umschulung in einen neuen Beruf muß auf Ausnahmefälle beschränkt bleiben. Vor der Umschulung ist genauestens zu prüfen, ob die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Einsatzbeschädigten Gewähr bieten, daß er den neuen Beruf ausfüllen kann.

Bei den einzelnen Berufsgruppen ist folgendes zu achten: Landwirte mit eigenem Besitz und selbständige Handwerker, Gewerbetreibende und Kaufleute können, wie die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre beweist, auch bei schwerem Körperschaden (Arm- und Beinverlust) in ihrem erlernten Beruf hochwertige Leistungen vollbringen. Ihr Berufswechsel ist möglichst zu vermeiden. Die nicht selbständigen Handwerker und die Handarbeiter haben in großen Betrieben mit weitgehender Aufteilung der Arbeitsvorgänge bessere Möglichkeiten, eine ihrem Körperschaden angepaßte Beschäftigung zu erhalten, als in kleinen Betrieben. Bei der Berufsberatung ist dieser Umstand zu berücksichtigen. Die Kopfarbeiter werden meistens ihren erlernten Beruf beibehalten können. Der Unterricht in kaufmännischen Wissenszweigen und im Bürodienst ist nach Möglichkeit auf Einsatzbeschädigte, die schon vorher in ähnlichen Berufen tätig waren, zu beschränken.

Wie ist nun der Verlauf der Berufsberatung: Der Chefarzt des Reserve-, Marine-, Luftwaffenlazaretts teilt dem zuständigen Wehrmachtfürsorgeoffizier, unabhängig von dem Zeitpunkt der Einleitung des DU.-Verfahrens, die Namen der Wehrdienst- und Einsatzbeschädigten mit, die voraussichtlich dienstunfähig werden und soweit geheilt sind, daß ein Einsatz oder eine „Einschulung" in den alten oder einen verwandten Beruf oder die „Umschulung" in einen neuen Beruf beginnen kann. Der Wehrmachtfürsorgeoffizier berät mit dem Chefarzt die beruflichen Möglichkeiten, die der Körperschaden zuläßt und die weiterhin notwendigen Maßnahmen.

Kann der Versehrte nach der Entlassung aus dem Wehrdienst ohne weiteres seinen bisherigen Beruf aufnehmen, so ist keine weitere Berufsberatung erforderlich. Der Wehrmachtfürsorgeoffizier überweist den Versehrten an das zuständige Arbeitsamt, das dann den Arbeitseinsatz regelt. Stellt sich jedoch bei der Berufsberatung heraus, daß eine Einschulung in seinen bisherigen Beruf oder eine Umschulung auf einen anderen Beruf erforderlich ist, so sind von dem Wehrmachtfürsorgeoffizier außer dem Arzt und dem Vertreter der Hauptfürsorgestelle, je nach Beruf des Versehrten, auch Vertreter der Handelskammer, der Handwerkskammer, des Reichsnährstandes oder sonstige Sachverständige von Handel, Gewerbe, Landwirtschaft oder Industrie heranzuziehen (Berufsberatungskommission). Gegebenenfalls sind Vertreter der Deutschen Arbeitsfront, Nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung oder des Reichstreubundes ehemaliger Berufssoldaten zu beteiligen.

Diese Berufsberatungskommission prüft die persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Versehrten und legt dann unter Berücksichtigung der allgemeinen Arbeitslage und der Wünsche des Versehrten die weiteren Maßnahmen fest, die zur Unterbringung in einen Arbeitsplatz zu treffen sind.

In der Mehrzahl der Fälle wird der Versehrte in seinen alten Beruf einzuschulen und auf seinen alten Arbeitsplatz zurückzubringen sein. In der gewohnten Umgebung und im alten Kameradenkreise kommt er leichter über Hemmungen aller Art hinweg und lernt bald, etwa ausgefallene Funktionen durch andere Handgriffe zu ersetzen. In diesen Betrieben stehen außerdem erfahrene Fachkräfte zur Verfügung, die sich der Aufgabe gern unterziehen, die Versehrten anzulernen und durch Anpassung von Werkzeugen und Maschinen bessere Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen.

Heil zurückgekehrt

Von Kriegsberichter P. Bohlscheid (PK.)

Seit Stunden fliegt ein deutsches Kampfflugzeug über die mit Sturmwolken angehäufte Polarsee, sucht sich, von Böen geschüttelt, einen Weg zu den entferntesten Küstenfahrtraßen der Sowjets nördlich des 70. Breitengrades! Heimflug! Sturm steht auf; seine Gewalten und die damit für unsere Ju folgende Abdrift können nicht nach europäischen Maßen gemessen werden. Wo die Polarhölle tobt, verblaßt die verwegenste Phantasie!

Eins kommt zum anderen, so sagen die Leute, die gewitzt sein wollen. Heute war es tatsächlich so: Instrumente fallen aus . . . und nach der Zeit hätte man doch längst zu Hause sein müssen — hätte! Verflogen, „verfranzt", verteufelte Situation! Unter den vieren aber tut sich plötzlich ein Lichtblick auf: ebene, moosbedeckte Fläche, eigentlich unvorstellbar in der freudlosen Lappen-Tundra, in einem Land, dem Gott nur Felsen und Seen schenkte. „Da müßte eine Landung mit Fahrwerk möglich sein", ein Gedanke, der sich vom Flugzeugführer bis zum Bordschützen fortpflanzt.

Folternde Sekunden: gelingt's? Es haute hin! Die Besatzung steigt aus, sieht sich in der Landschaft um, blickt über große Wasser, die nach rechts kein Ende finden wollen.

Menschen laufen herbei, einer davon weit vorweg. Eigentümlich diese Gesichter, die verlumpte Kleidung, eigentümlich, daß sie bewaffnet sind. Der erste beginnt ein Gespräch, redet mit den Händen, aber zu verstehen ist nichts. Wie es kam, weiß ich nicht, nur das eine blieb dem Kommandanten im Gedächtnis haften: das undefinierbare Geschöpf trug eine Mütze, darauf ein winzig kleiner Sowjetstern mit Hammer und Sichel.

Unseren Fliegern geht ein ganzer Kronleuchter auf: „Verflixt, das ist ein sowjetischer Kommissar ganz ohne Zweifel!" Und nun überschlagen sich die Ereignisse. Auch dem Sowjetrussen dämmert's, sein Gesicht färbt sich weiß und rot . . . und umgekehrt.

Unser Leutnant „schaltete" schneller, sein Pistolenlauf war im Bruchteil von Sekunden hoch, Bruchteile vor dem sowjetischen. Ein Schuß und der Kommissar fällt zu Boden.

Damit bricht die bolschewistische Meute los. Vier Deutsche fechten gegen eine Uebermacht, mit Pistolen, Maschinenpistolen und MGs, erkämpfen sie sich den Rückweg zur Maschine, steigen ein, halten den Gegner mit Bordwaffen in Schach, werfen die Motoren an, rollen mit aufheulendem Getöse davon, rollen einen Sowjet, der im verblendeten Wahnwitz Halt gebieten wollte, tot, rollen, rollen . . . und schaffen den Start.

Eine Besatzung feiert „Geburtstag". Was unmöglich schien, gelingt. Mehr und mehr klärt sich die Situation, in die Navigationskarten kommt Leben. Es lüftet sich der Schleier: Die Kampfflieger landeten bei Archangelsk, am östlichsten Zipfel des Weißen Meeres, starteten nach heftigem Feuergefecht . . . und erreichten den Heimathorst!

Der Schritt über Minen

Heldentum im Frontalltag — Tapferkeit überwindet Todesgefahr

„Vorsicht, Minen!" Mit Kreide ist die Warnung auf ein Stück Brett geschrieben und auf einem Pfahl an der Seite des Weges befestigt. Die lange Kolonne der Personen- und Lastkraftwagen, der pferdebespannten Batterien und der Troßfahrzeuge ist von Nachzüglern und einzelnen Wagen schon oft überholt worden. Jetzt ordnet sich an der Minentafel alles in die lange Zeile ein.

Vor zwei Stunden ging der Sturmschritt des Regimentes über diese Stelle. Die Sowjets hatten den Ausgangspunkt der Straße lange und erbittert verteidigt. Der überlegenen deutschen Waffenkunst hatten sie schließlich doch weichen müssen. In den vergangenen Tagen hatten sie an engen Wegestellen, an Uebergängen und Brücken, an Lichtungen, die der Gegner zum Parken und Rasten geeignet finden könnte, zahlreiche Minensperren angelegt, an denen für den Fall des Rückzuges nur noch wenige Minen eingesetzt zu werden brauchten, um die Straße mehrfach zu verriegeln.

Die Bolschewisten sind im Verlauf dieses Feldzuges in immer stärkerem Maße zur Verwendung dieser unheimlichen Explosionsladungen übergegangen. Daß trotzdem unser Vormarsch im alten Angriffsschwung vorwärtsgeht und auch durch die stärksten Verminungen nicht aufgehalten werden kann, ist mit das beste Zeichen für die Disziplin, die Entschlußfreudigkeit und Nervenkraft unserer Soldaten.

„Nicht vom Wege abweichen! Minen!" Eine neue Tafel mahnt schon wieder zur Vorsicht. Einige Male begegnen die Kolonnen halbzerschmetterten, zerstörten Fahrzeugen, Opfer dieser tückischen Kampfmittel. Vielleicht sind sie etwas vom Wege abgewichen, vielleicht auch waren sie die ersten, die über die gefährliche Stelle fuhren. Es ist schon vorgekommen, daß mehrere Wagen über ein vermintes Straßenstück rollten und erst beim dritten oder vierten explodierte die Mine. In solchen Fällen ist es schwer zu sagen, waren es Sprengkörper mit Zeitzündung, oder waren sie zu tief eingegraben, waren die ersten Fahrzeuge zu leicht oder hatten sie das unverschämte Glück, mit ihren Rädern die Teufelsdinger nicht berührt zu haben?

Gleichviel. Kolonnen und Fahrzeuge haben zumeist einen Weg, den die wackeren Pioniere schon entminten. Für Fahrer und Insassen des Spitzenwagens ist es oft genug eine kitzelige Sache, eine Straße in einem Gelände abzufahren, das vor Stunden oder Minuten noch „Niemandsland" oder „vom Feind besetzt" hieß. Denn mit Minen muß da immer gerechnet werden. Für die folgenden Fahrzeuge ist es immerhin eine gewisse Beruhigung, einen „Minenfänger" vor sich zu wissen, je dicker und schwerer, desto besser.

Der Mann von der Infanterie, der Tag um Tag mit seiner Gruppe kämpfend vorgeht, hat keinen „Minenfänger" vor sich. Wenn er in der Deckung eines Straßengrabens vorpirschen will, wenn er die Böschung eines Bahndammes stürmend erklimmt, oder wenn er im Sprung eine Wiese überqueren soll, dann hat noch niemand eine Tafel mit einer Minenwarnung aufgestellt. Er kann weder „Spur halten", auch „nicht vom Wege abweichen", obwohl er oft weiß oder ahnt, die Bolschewisten haben das Gelände vermint, durch das er gerade durch muß. Jeder Schritt, vielleicht schon der nächste, kann den sicheren Tod bringen. Das Unausweichliche ist es, daß in solcher Lage der letzte Nerv in ihm bis zum Zerreißen angespannt ist.

Es gibt kein Zurück, es ist kein Umgehen möglich, es gibt nur den einen Befehl: „Vorwärts!". Ihm hat der Soldat zu gehorchen. Der Schritt über Minen muß getan werden. Das sind Minuten und Sekunden, die äußerste Härte des eigenen Ichs erfordern. Eine Härte, die das Zaudern schließlich unterdrückt, die die jäh auffeimende nackte Furcht um das Leben, die Angst vor plötzlichem, gräßlichem Tod, die Gedanken an Frau und Kind, an ein glückliches Zuhause mit Bestimmtheit und Fassung zum Verstummen bringt. Wohltäter können die kleinen Umstände sein, in ihrem blitzhaften Ablauf dem Soldaten kaum in voller Deutlichkeit bewußt werdend, die den Mann von der quälenden Ungewißheit dieser Sekunden ablenken: das Pfeifen einer feindlichen Kugel, eine MG.-Garbe oder das Zischen eines Granatsplitters, das ihn unwillkürlich ein paar Schritte vorwärtstreibt; der plötzlich aufbrechende soldatische Grimm, der ihn alle Gefahr vergessen läßt; die Gewißheit, Kameraden in seiner Nähe zu wissen, denen die gleiche Gefahr droht; der Ruf eines Kameraden schließlich, der schon weiter vor ihn gelangt ist.

Unsere Soldaten sind im Ringen des Ostens zu harten, erfahrenen Kämpfern geworden. Das Auge hat sich geschärft im Erkennen von Verminungen. Mit aufgepflanztem Bajonett wird der Boden an den verdächtigen Stellen abgetastet. Die Minensuchtrupps der Pioniere beginnen ihre gefahrvolle Arbeit in vorderster Linie an erkannten Minenplätzen. Aber sie können nicht überall sein. Sie werden bevorzugt an Straßen und Brücken eingesetzt. Es bleiben so viele Minenfelder, um die keiner der Unsern weiß. Immer wieder müssen unsere Infanteristen den Weg durch unbekanntes, gefährliches Gelände wagen.

Sie sind die namenlosen Helden des alltäglichen Kriegsgeschehens, deren wortlose Tapferkeit nicht oft genug die Bewunderung der Heimat finden kann. Es sind unsere Männer der vordersten Front, für die dieser Schritt über Minen schließlich aus der Selbstverständlichkeit des Soldatentums heraus erfolgt und in dem richtigen Gefühl, daß einen rechten Soldaten immer noch auch das Glück etwas begleitet. Kriegsberichter Franz Adler (PK.)

Eisernes Sparen in der Praxis

In der Bevölkerung beschäftigt man sich eingehend mit dem sogenannten eisernen Sparen, das Ende November in die Praxis umgesetzt werden wird. Bekanntlich kann zum ersten Male von dem Lohn und dem Gehalt eisern gespart werden das einen Lohnzahlungszeitraum umfaßt, der nach dem 29. November endet. Bei den Weihnachts- und den Neujahrzuwendungen, von denen bekanntlich entweder 500 RM. oder 250 RM. eisern gespart werden können, ist ein eisernes Sparen bereits für die Zuwendungen möglich, die nach dem 15. November 1941 ausgezahlt werden.

Es ist nun in vielen Teilen des Reiches die Frage aufgeworfen worden, ob denn für jeden, der eisern spart, also für die Lohn- und Gehaltsempfänger (Selbständige können bekanntlich nicht eisern sparen), ein reguläres Sparbuch ausgestellt werden wird. Das ist natürlich nicht möglich, denn soviel Sparbücher sind im Augenblick garnicht greifbar, und das reguläre Sparbuch, wie es bei den Sparkassen, Banken usw. ausgegeben wird, wäre vielleicht auch zu teuer. Das eiserne Sparbuch muß also dem besonderen hier in Frage kommenden Zweck angepaßt werden.

An der Lösung dieser Aufgabe wird jetzt gearbeitet. Möglicherweise wird dabei der Weg der Sparkarte gewählt werden. Für die Regelung dieser Dinge bleibt ja noch eine ausreichende Anlaufzeit, so daß sich auch die Betriebe auf die bevorstehenden Anforderungen vorbereiten können. Wenn ein Gefolgschaftsmitglied seine Stellung wechselt, bekommt es selbstverständlich das eiserne Sparbuch ausgehändigt. Dies und alle anderen Einzelheiten werden in der Durchführungsverordnung berücksichtigt werden. Auch wird vermutlich vorgesehen werden, daß in Sonderfällen der eiserne Sparbetrag nicht erst frühestens ein Jahr nach Kriegsende, sondern vorher schon ausgezahlt werden kann. Das wird naturgemäß nur in Fällen besonderer Notlage und besonderer Umstände möglich sein.

Die Frage ist im übrigen auch aufgetaucht, ob Gefolgschaftsmitglieder, die außerdem noch ein freies Einkommen haben, also veranlagt werden, vom eisernen Sparen Gebrauch machen können. Das ist der Fall. Sie können von der Gesamtsteuer, die sie normalerweise zu entrichten haben, die Steuersummen abziehen, die dem Umfang der eisern gesparten Beträge entsprechen.

Volksentscheid in Rumänien

Gelegenheit zum Bekenntnis zur Befreiungspolitik Antonescus

Bukarest, 5. Nov. Das rumänische Volk wird für Sonntag, 9. November zu einem Volksentscheid aufgerufen, bei dem es seine Stimme für „die Billigung oder Nichtbilligung der befreienden Staatsführung des Marschalls Antonescu seit dem 6. September 1940" abgeben soll. Es soll damit gleichzeitig Gelegenheit haben, sein Vertrauen zur Staatsreform und zur Verteidigung der völkischen Rechte durch den Marschall auszusprechen. Juden sind von der Volksabstimmung ausgeschlossen. Die Volksabstimmung erstreckt sich auch über die vom Bolschewismus befreiten Gebiete Bessarabiens und der Nordbukowina. Eine Propaganda für oder gegen die Abstimmung ist verboten.

Nördlich der Krim lag einst der größte Naturschutzpark Europas

Es ist heute nur noch wenig bekannt, daß in den tatarischen Steppen nördlich der Krimhalbinsel einst der größte Naturschutzpark Europas lag. Er ist das Werk Friedrichs von Falz-Fein, eines Nachfahren der deutschen Einwanderer, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Ukraine ansiedelten. Zar Nikolaus, der mit Hilfe deutscher Kolonisten eine planmäßige Erschließung des schwach besiedelten und wirtschaftlich kaum entwickelten Nordrandes des Schwarzen Meeres erstrebte, ging damals auf einen Vorschlag des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen ein und überließ ihm ein unberührtes Stück Steppenlandschaft von 40 Kilometer Länge und 15 Kilometer Breite, in dem der Herzog in großem Maßstab Schafe zu züchten begann. Nach dem Krimkrieg ging dieser Landstrich, dem man den Namen Askania Nova gegeben hatte, in den Besitz der Kolonistenfamilie Falz-Fein über, und hier war es der sehr eifrige Naturliebhaber Friedrich von Falz-Fein, der große Teile der Steppe durch Anlage artesischer Brunnen bewässerte, künstliche Seen anlegte, Waldoasen schuf und in einer Landschaft mannshoher Gräser und unzähliger Blumen ein Tier- und Pflanzenparadies erstehen ließ, das lange Zeit Weltruf genossen hat. In Gehegen, die so weiträumig waren, daß ihre Anlagen gar nicht mehr ins Auge fielen, tummelten sich Tiere aus allen Erdteilen. Neben Herden von Antilopen, Gazellen, Zebras, Wildpferden, Kamelen und Giraffen fehlten der amerikanische Bison und der europäische Wisent nicht. Die Vogelwelt war mit Kranichen, Flamingos, Pelikanen und Straußen vertreten, und sogar manche Raubtiere, wie Steppenwölfe und Füchse waren anzutreffen. Die seltene Steppenschlange machte das paradiesische Bild vollständig. Die bolschewistische Revolution hat, wie so manches andere, auch diese mühsame Kulturarbeit zum größten Teil zerstört. Die wertvollen Tierarten sind durch wahllosen Abschuß zugrunde gegangen.

Der Wiederaufbau, den die Sowjets später mehr aus propagandistischen Gründen als aus Freude an der Sache betrieben, hat die alte, blühende Landschaft nie wieder ins Leben zurückrufen können.

Bern. Nach einer Meldung der Londoner „Times" brannte am vergangenen Freitag ein Hotel in Aberdeen völlig ab. Bei dem Brand fanden sechs Personen den Tod.

Gerade, aufrecht und stolz

Historische Skizze von A. G. E. Brocheit-Pfeiffer

„Auf die Engländer rechnen, heißt im Dezember Mailüfte erwarten", so denkt der gedanken- und wortmarkige Feldmarschall Blücher in sich hinein.

Auch diesmal sind sie wieder ausgeblieben, trotz und trotz und trotz . . .

Inzwischen ist die Schlacht in Gang gekommen. Um das Dorf Ligny herum tobt sie.

Napoleon hat an Truppen herangeschafft, was er nur hat heranschaffen können. Auf mehrere Franzosen kommt immer nur ein Preuße.

Und die Sonne brennt, als ob es dem Teufel einfiele, ein besonderes Höllenfeuer für diese Schlacht zu entzünden.

Die Wiesen und Felder um Ligny herum kennen heute reiche Ernte: der Tod mäht mit sicherer und unermüdlicher Hand . . .

Da, auf einmal eine niederschmetternde Kunde. Hat sie der Feind als Bundesgenossen ausgesandt? Man weiß nicht, woher sie kommt. Doch sie ist da, durchläuft die preußischen Reihen und verwirrt:

Blücher sei gefallen.

Die Franzosen werden noch rasender, wütender und angriffslustiger. — Das bringt aber auch bei den Preußen das Blut zum Kochen.

„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

Auf dem linken Flügel erklingt es unter dem Gedröhn der Geschütze und dem Geknatter der Gewehre. Der Brigadegeneral Lützow wirft sich mit seiner schwarzen Schar auf die französische Garde.

Und wieder: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

Den Franzosen fährt's in die Knochen.

Als erster erreicht der General mit geschwungenem Säbel die feindlichen Reihen.

Und wieder: „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

Eine feindliche Kugel durchbohrt Lützows Pferd. Roß und Reiter stürzen zu Boden. Lützow kommt unter sein Pferd zu liegen und kann nicht hervor. Französische Gardisten machen ihn frei und nehmen ihn gefangen.

Marschall Ney meldet dem Kaiser Lützows Gefangennahme.

Der Name Lützow zündet.

„Das ist doch der Brigant von Gadebusch und Kitzen!", so murmelt der Kaiser vor sich hin. „Ich will und muß ihn sehen! Ney, führen Sie ihn zu mir!"

Am Abend steht General Lützow vor Napoleon. — Aufrecht und gerade.

Des Kaisers Augen durchbohren den Gefangenen.

„Ich habe viel Rühmliches von Ihnen gehört. Es ist mir eine Freude, Sie bei mir zu sehen. Ihr Mut und Ihre Tapferkeit sind mir zu bekannt. Nur gut, daß der König von Preußen nur einen Lützow hat."

Aufrecht und stolz begegnet der General des Kaisers neugierig prüfenden Blicken, und nicht minder aufrecht und stolz und sachlich ruhig entgegnet er dem Kaiser: „Sire, was Mut, Tapferkeit und Treue anbelangt, so gibt es in der Armee meines Königs nur Lützows!"

Die preußisch aufrechten, geraden und festen Worte schlagen auch einen Napoleon. — Der Kaiser reicht dem General die Hand. Er fühlt sich beeindruckt, unruhig und unsicher.

Der Gefangene hat den Kaiser gefangengenommen. Daher kurz: „Ney, führen Sie den Herrn von Lützow in sein Quartier und sorgen Sie dafür, daß er mit der Achtung behandelt wird, die einem tapferen Soldaten geziemt!"

Blinsen

Von Kriegsberichter Ralph Urbanetz

PK. Das verlassene Dorf lag seit gestern im Niemandsland zwischen den Fronten. Wenn man hüben oder drüben Verdacht schöpfte, der Gegner hätte in einem der Häuser eine Beobachtungsstelle eingerichet, dann schoß eben eine Weile die Artillerie und deckte ein paar Dächer ab. Im übrigen versuchten immer wieder feindliche Patrouillen sich in dem Ort festzusetzen, worauf sie vom eigenen Spähtrupp verjagt wurden.

Als an diesem Morgen der Kommandeur des auf den Angriffsbefehl wartenden Bataillons einmal sinnend nach dem Dorfe hinübersah, wurden seine Augen plötzlich klein und der Blick starr. Griff hierauf nach dem Fernglas und beobachtete eine Weile. Jawohl, kein Zweifel. Aus der Esse eines der Häuser ringelte sich still und friedlich ein blaugrauer Rauch. Und da unbewohnte Häuser auch nicht aus Langeweile zu rauchen pflegen, mußte etwas nicht stimmen.

Alsbald startete ein Spähtrupp, schlich gedeckt an den Ort und pirschte sich dort von Haus zu Haus bis an jenes heran, aus dem es rauchte. Mit schußbereiten Gewehren, die Handgranaten nur mehr ganz lose in den Koppeln steckend, standen die Männer nun an der Tür und lauschten. Erst hörten sie nichts, aber dann vernahmen sie ganz deutlich ein zufrieden klingendes menschliches Brummen. Die Sicherung am Gewehr des Unteroffiziers knackte, schon war er mit einem Sprung im Vorraum, stieß mit einem Tritt die nächste Tür auf und brüllte: „Stei!" Worauf der Mann, der in der von blauem Bratendunst erfüllten Küche beim Herd stand, blitzschnell herumfuhr und dabei nach seinem am Tisch lehnenden Gewehr griff. Gleich aber ließ er die Hand wieder sinken, atmete tief und sagte: „Wie könnt Ihr mich bloß so erschrecken!"

„Menschenskind", schnauzte der Unteroffizier den Landser an, „was treiben Sie denn hier?"

„Ich backe Blinsen", erklärte der Soldat leicht gekränkt und zeigte auf einen schon bis an den Rand mit brauner Knusprigkeit gefüllten Topf. „Siebenunddreißig habe ich bereits — — "

Heimat, du weißt nicht, was Blinsen sind? Zu Hause nennt man sie Palatschinken, wenn sie mit Marmelade gefüllt und eingeringelt auf den Tisch kommen. Oder Pfannkuchen oder meinetwegen Schmalspuromeletten. Die ukrainische Bevölkerung nennt sie murmelnd „Blintischki" oder so ähnlich, worauf der Landser kurzerhand die Blinse aus der Taufe gehoben hat.

Man nehme 25 Eier (die Hausfrau in der Heimat verzeihe), 2 Liter Milch und ½ kg Mehl und rühre das Ganze zu einem freundlichen Brei. Dann nehme man eine Pfanne voll Butter (die heimatliche Hausfrau verzeihe noch einmal) und backe darin die Blinsen. Fertig, aus! Dann werden sie gezuckert und ohne Marmelade gegessen. Ohne deshalb, weil keine da ist. Genießer speisen dazu wie landesüblich rahmsaure Sahne.

Das oben erwähnte Rezept auf der Basis von 25 Eiern ist für sechs Personen zum Frühstück berechnet. Es gibt aber auch Landser, die es im Blinsenessen zu beachtlichen Leistungen gebracht haben. So z. B. ein gewisser Otto vom dritten Zug. Der kam neulich beim Quartier einer Gruppe vom Nachbarzug vorüber, wo Blinsen in der Luft lagen. „N' Abend", sagte Otto und steckte den Kopf zur Tür rein: „Blinsen?"

„Jawohl", antwortete ein Obergefreiter und wies auf einen Teller mit fast bis zur Decke gehäuften Blinsen, „wir haben schon gegessen und die hier sind für morgen bestimmt. Aber wenn du dich verpflichtest, alle auf einen Sitz runterzuschlingen, kannst du sie haben, Otto."

„Schaffe ich", nickte Otto nach einem fachmännischen Blick. „Und wenn du es nicht schaffst" meinte ein anderer der Kameradschaft, „kostet es dich zwei Schachteln Zigaretten."

„Einverstanden", erklärte Otto, „ich habe nur noch einen Weg zu machen und komme etwas später."

Es dauerte fast eine Stunde, ehe Otto kam. Dann setzte er sich hin und aß Blinsen. Bei der fünfundzwanzigsten perlte Schweiß auf seiner breiten Stirn, aber er schaffte es wirklich und aß alle zweiunddreißig.

„Allerhand", sagte anerkennend aber traurig der Obergefreite. „Du bist wohl so lange weggeblieben, um durch Bewegung deinen Magen aufnahmefähiger zu machen?"

„Keine Spur", verteidigte sich Otto. „Bei uns gab es auch Blinsen, und da bin ich vorher noch rasch hin gegangen und habe meinen Anteil von 23 Blinsen dort erst gegessen."

Der Nachbar

Historische Skizze von Bernhard Faust

In der Schlacht bei Bautzen, wo die Verbündeten gegen die Uebermacht Napoleons fochten, gewahrte Blücher zwischen den feindlichen Heeren einen Bauer, der seinen Acker umpflügte. Schon wühlten sich Kanonenkugeln in der Nähe ein, aber der Greis ließ sich nicht in seiner bedächtigen Ruhe aufschrecken, und sein Pferd, ein altes, frommes Tier, schnaubte wohl manchmal mit unwillig aufgeblähten Nüstern, doch blieb es in der Furche.

„Nostiz!" rief Blücher und wandte sich ärgerlich an seinen Adjutanten: „Was soll das? Schafft den Bauer da vom Felde!"

Graf Nostiz wiederholte den Befehl und ritt zu dem Bauer. Man sah, wie er dort auf den Alten einsprach, ohne daß man im Waffenlärm die Stimmen hören konnte. Er schien Drohungen auszustoßen, zögerte schließlich und kehrte dann plötzlich um. Der Bauer aber zog demächlich seine Furchen weiter, ohne einen Blick auf die in Reihen geschlossenen und regimenterweise vorrückenden Truppen zu werfen.

Blüchers Augen funkelten zornig, als sich Nostiz meldete. „Herr Graf", schrie er, „das heißt mir ja eine schmähliche Niederlage erleiden!"

„Der Bauer sagte, es sei seine Pflicht", verteidigte sich der Adjutant. „Die Saat müsse in die Erde, und es sei spät genug."

Ruhig hörte sich Blücher das Gestammel an, ersparte aber dem sonst zuverlässigen Offizier, der ihm mehr als einmal das Leben gerettet hatte, jeden Tadel und jede weitere Beschämung. Er hieß sein Gefolge zurückbleiben und trabte seinerseits hinüber.

Eben hielt der Bauer, wendete das Pferd und setzte den Pflug erneut in die Erde. So sah er sich plötzlich Blücher gegenüber, und schweigend musterten sich die beiden Alten. Da heute sich, als habe ihn ein freundlicher Gedanke berührt, das Gesicht Blüchers auf, und das Kanonengedröhn überschreiend, rief er:

„Gevatter, da habt Ihr schwere Arbeit — so mitten in der unseren. Ich sehe, guter Weizenboden; meiner daheim ist leichter . . . Sand, Sand! Na, Gott befohlen, aber macht lieber Mittag! Der Napoleon, der ist nicht Bauer wie Ihr und ich, Nachbar."

„Schon recht", erwiderte der Bauer, sah sich um und ahnte endlich das Heikle seiner Lage. Während er ausspannte, brummte er: „Da will ich nur Platz machen, in Gottes Namen. Aber macht voran, die Saat muß unter!"

Blücher reichte ihm die Hand herunter:

„Da habt Ihr wieder recht, Nachbar!"

Damit schieden sie; der Bauer heimzu hinter die Linie der preußischen Truppen, und Blücher, sein Nachbar, jagte im Galopp in die Schlacht.

*

Werdegang der „Knobelbecher"

Die deutsche Wehrmacht ist die bestbeschuhte Armee der Welt

In seiner letzten großen Rede hat der Führer die unerreichten Leistungen des deutschen Infanteristen vor aller Welt rühmend hervorgehoben. Viele Divisionen sind Tausende von Kilometern marschiert, haben dabei härteste Kämpfe siegreich bestanden und zähesten Widerstand immer wieder gebrochen. Bei glühender Sonne durch Staubwolken oder bei Regenwetter über den dann schmierseifeglatten Boden der Ukraine ist unsere Infanterie nach Osten marschiert, weiter, immer weiter dem weichenden Gegner nach.

Wenn auch der Mannesmut, die Zähigkeit und die meisterliche Handhabung der Waffen ausschlaggebend bei allen Erfolgen sind, so darf dennoch ein Ausrüstungsstück des Soldaten in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden. Neben dem MG. ist es das Symbol des deutschen Infanteristen. Es ist sein „Knobelbecher", sein Marschstiefel. In Generationen langer Anwendung ist dieses Muster militärischer Fußbekleidung erprobt und schließlich endgültig in der deutschen Armee eingeführt worden. Schutz gegen die Unbilden des Wetters bietend, standfest, dauerhaft, bequem und zweckmäßig, so ist entsprechend dem anatomischen Bau des Fußes ein Marschstiefel entstanden, der unerreicht in seiner Art ist.

Das großdeutsche Volksheer ist die bestbeschuhte Armee der Welt. In unvorstellbarer Menge liefert die deutsche Schuhherstellungstechnik durch ihre Maschinen dem Volk in Waffen die Schuhe. Da hierbei eine riesige Zahl völlig gleichartiger, also uniformer Schuhe zu erzeugen ist, kann die Fertigung nicht ausschließlich in Handarbeit vorgenommen werden. Höchst zweckvoll gebaute Maschinen, die wie die Finger des Schuhmachers das Leder festhalten und ziehen, nageln und kleben und viele andere Arbeitsvorgänge mehr ausführen, stellen heute Schuhe her. Jahrhundertealte Handwerkstechnik ist durch ingenieurmäßig konstruierte Maschinen abgelöst worden.

Wie entsteht nun der Schuh? Jeder Schuh besteht aus dem Oberteil, genannt Schaft, und dem Boden. Der Schaft wird nach dem Leisten, einer meist aus Holz nachgebildeten Form des Fußes, hergestellt. Der Schaft mit Oberleder, Vorder- und Hinterkappe usw. wird auf verschiedene Weise, z. B. durch Nähen, verbunden. Der Boden mit der Innensohle, Brandsohle genannt, welche die äußere Sohle gegen Wärme und Schweiß schützen soll, die Außensohle, als Laufsohle bezeichnet, sowie der Absatz vervollständigen in ihrer endgültigen Zusammensetzung das Bild des Schuhes. Die einzelnen Teile werden gesondert hergestellt und nacheinander verbunden.

Es ist bei der arbeitsteiligen modernen Fertigungstechnik nun nicht so, daß in einem aufeinanderfolgenden Arbeitsvorgang je ein Einzelteil hergestellt und die zusammengehörigen Teile dann sofort zusammengefügt werden. Auf Spezialmaschinen werden die einzelnen Teile der Schuhe in großen Mengen hergestellt.

Der Schaft wird in der Zuschneiderei und in der Stepperei erzeugt. Auf Stanzmaschinen werden die Schäfte ausgeschnitten. Es wird allerdings auch das Zuschneiden nach Schablonen vorgenommen. Das Messer der Stanzmaschine hat schon die Umrißform des auszuschneidenden Teiles. Mit einem Schnitt also wird die ganze Form ausgeschnitten. Vor der Weiterverarbeitung werden die Schäfte, um recht weich zu werden, auf der Walkmaschine gewalkt und auf der Oberlederabschärfmaschine abgeschärft, um an den Kanten, an denen sie miteinander verbunden werden sollen, etwas dünner zu werden. Dann werden die Schaftteile zusammengenäht.

Die Sohle wird aus der Haut oder aus Riemenbahnen geschnitten. Um die Festigkeit, diese ist ja besonders wichtig, zu erhöhen, werden die Streifen vor der Weiterverarbeitung über ein Walzenwerk geleitet. Interessant hierbei ist, daß eine ganz bestimmte Feuchtigkeit vorhanden sein muß, damit sich die Ledersasern zusammendrücken lassen und auch in diesem Zustand verbleiben. Nach diesem Vorbereitungsvorgang werden die Sohlen ausgestanzt oder ausgeschnitten. Auch hierbei werden Maschinen eingesetzt. Ueber Rißmaschinen und Sohlenformmaschinen und viele andere geht der Fabrikationsvorgang weiter. Der Absatz wird bei maschineller Absatzbauweise in dem sogenannten Vorbauapparat und in der Absatzpresse hergestellt.

Nach der Einzelteilherstellung erfolgt das Zusammensetzen von Schaft und Bodenteilen zum Schuh. In der Zwickerei „überholt" eine besonders sinnreich erdachte Maschine mit beweglichen Zangen den Schaft, d. h. sie zieht ihn stramm über den Leisten, legt schließlich den Schaftrand auf der Brandsohle um und nagelt an. Er wird also mit der vorher an den Leisten gehefteten Brandsohle vorläufig verbunden. Der Schaft erhält hierdurch seine endgültige Form. Die an der Zwickmaschine sich drehende Zange ahmt genau die Bewegungen der menschlichen Hand beim Anziehen und Drehen nach. Verschiedene andere Maschinen treten noch in Tätigkeit. So beseitigt z. B. eine Spezialmaschine kleine Zwickfalten im Schuh, denn völlig glatt muß ein Schuh sein, damit er bei großen Leistungen dem Fuß nicht unnötige Beschwerden oder etwa Schmerzen bereitet.

Schließlich wird, ebenfalls maschinell, die Außensohle endgültig befestigt. Hierbei können z. B. mit einer Nagelmaschine Holz-, Eisen- oder Messingnägel eingeschlagen werden. Eine derartige Holznagelmaschine schneidet die Holznägel selbsttätig von einem Holzband ab, bohrt mit einer Ahle ein Loch, schlägt den Nagel ein und schiebt den Schuh wieder selbsttätig weiter. Eine besondere Vorrichtung ermöglicht das völlig glatte Abschneiden der Nägel, so daß eine Nacharbeit nicht mehr notwendig ist. In einer Minute können 600 Nägel eingeschlagen werden. Aber auch durch Nähen kann die Befestigung der Außensohle vorgenommen werden. Mit Pechdraht, der durch eine elektrische Heizung auf eine bestimmte Temperatur gebracht ist, wird z. B. durch Kettenstich durchgenäht. Bei den durchgenähten Schuhen werden Außensohle, der Schaft und die Brandsohle unmittelbar durch eine Naht zusammengehalten. Das Pech soll dabei durch seine Klebeeigenschaft die genähte Stelle weiter festigen und gleichzeitig vor dem schädigenden Einfluß von Feuchtigkeit schützen. Die Befestigung der Außensohle kann aber auch im Rahmenverfahren erfolgen. Hierbei wird die Laufsohle an einem an der Brandsohle befestigten Einstechrahmen angenäht. Auch hierfür ist eine Spezialmaschine entwickelt worden.

Eine Absatzaufnagelmaschine befestigt endlich nach verschiedenen Methoden den Absatz am Schuh. Dann werden Zugbänder zur Erleichterung des Anziehens angenäht. Bei Bedarf kommen große Nägel auf die Sohlen.

Die lederne Schuhhaut für den Infanteristenfuß ist nun fertig. Es ist selbstverständlich, daß nur allerbestes Leder verwendet wird. Wie hoch die Truppe den Wert des ihr zur Verfügung gestellten Schuhmaterials einschätzt, geht aus den fortwährend eingesetzten Schuhappellen hervor, welche die richtige Beschaffenheit dieses für den Infanteristen so wichtigen Ausrüstungsgegenstandes während des Gebrauches ständig überwachen. Die deutsche Infanterie aber marschiert in den von der deutschen Technik bestens hergestellten Schuhen. Sie marschiert, sie kämpft und sie siegt, und sie wird einmal in den Siegesstiefeln in die Heimat zurückmarschieren.

Dr.-Ing. Hans-Otto Karl

Indianerrache aus verschmähter Liebe

Geheimnisvolle Gifte spielen noch heute in den Urwäldern Süd- und Mittelamerikas eine Rolle. Selten jedoch gelingt es, die Hintergründe derartiger Anschläge so aufzudecken, wie im folgenden Falle.

Als sie den jungen Indianer aus den Urwäldern Guayanas mit nach Kuba brachten, hatten sie ihm den christlichen Namen Juan gegeben. Er gehörte zu den Nu-Arual-Indianern, die in den Dschungeln Guayanas und Brasiliens hausen. Bald hatte er sich in die Welt der weißen Menschen hineingefunden. Als er siebzehn Jahre alt war, hatte er das Herz seiner Beschützer so sehr gewonnen, daß sie ihn als Verwalter auf irgendeine ihrer kleineren Plantagen im nördlichen Kuba setzen wollten.

Als sie mit Juan darüber sprachen, blieb er stumm und blickte nur verstohlen zu Charlotte hinüber, der Tochter seiner Beschützer, einem blendend schönen Mädchen von zwanzig Jahren. Vor etwa einem Jahr erst war sie aus dem Pensionat in La Habana zurückgekehrt.

Seit jenem Tage, als Juan von der Notwendigkeit einer Trennung erfuhr, veränderte sich sein ganzes Wesen. Er ritt viel allein durch die unendlichen Wälder und Plantagen, mied die Gesellschaft seiner Arbeitsgenossen und schloß sich in seiner Hütte ein, so oft er nur eine freie Stunde hatte. Doch unablässig bemühte sich der junge Indianer, der schönen Charlotte auf seine Art den Hof zu machen. Das junge Mädchen lachte den Indianerboy natürlich aus, aber er blieb hartnäckig und unerschütterlich in seiner stummen Werbung.

Nun folgten einige furchtbare und unerklärliche Ereignisse: Man fand eines Nachmittags den Herrn der Plantage — also Juans Beschützer — tot auf seinem Ruhebett auf der Veranda seines Hauses auf. Er hatte am Halse eine kleine Wunde — wie von einem Fliegenstich oder dem Biß irgendeines Insektes. Der aus achtzig Kilometer Entfernung herbeigerufene Arzt stellte einen Herzschlag fest, zumal er keinerlei Anzeichen für eine andere Todesursache fand.

Genau zehn Tage später starb die Gattin des Plantagenbesitzers. Ihr Hals wies eine ganz ähnliche Verletzung auf, aber auch bei ihr konnten keine Zusammenhänge zwischen dieser Wunde und dem Tod ermittelt werden.

Und wenige Tage später war der dritte Tote auf der Farm: der Bruder der Charlotte, also der Sohn und Erbe des Plantagenbesitzers.

Ein rätselhaftes Verhängnis schien über der Farm zu liegen. Ein Onkel Charlottes war herübergekommen, um die Plantage wenigstens vorläufig weiterzuführen. Auch er fand keine Lösung für die drei Todesrätsel, war andererseits auch durch die laufende Arbeit — man stand gerade vor der Zuckerernte — zu sehr in Anspruch genommen, um eingehende Nachforschungen anstellen zu können. Er hatte während einer Arbeitspause nur ein Gespräch mit dem Cowboy Frederico, der einen ganz bestimmten Verdacht aussprach, den Charlottes Onkel auch teilte. Und am anderen Tage wurde der Onkel in seinem Bett tot aufgefunden — mit einer kleinen Wunde an der linken Halsseite! Nach diesem vierten Todesfall faßte Frederico den Entschluß, unbedingt das Geheimnis zu lüften.

Er sprach mit Charlotte über seinen Plan und fragte sie ganz unvermittelt, ob ihr irgendeine Person auf der Plantage in letzter Zeit verdächtig vorgekommen sei oder versucht habe, sich ihr zu nähern. Nach einiger Ueberlegung besann sich jetzt Charlotte auf die seltsamen Werbungen, die der Indianerboy Juan gerade in den letzten Tagen wiederholt hatte.

Jetzt schmiedete Frederico mit Charlotte einen gefährlichen Plan: Sie teilte den Angestellten und Arbeitern der Plantage mit, daß sie Frederico zum Verwalter ernannt habe. Und man sprach sogar von einer heimlichen Verlobung zwischen Charlotte und Frederico.

Es entging Frederico nicht, daß Juan ihn jetzt mit haßerfüllten Augen verfolgte. Gleich am ersten Tage schickte er Juan mit einem Auftrag nach Guantanama und durchsuchte inzwischen die Hütte des Indianerboys. Erst fand er nichts Verdächtiges, bis er ein indianisches Blasrohr entdeckte, eine Menge feiner Glasrohre und einen Spiritusapparat, über dem offenbar die Glasrohre haarfein auseinandergezogen worden waren. Am Nachmittag nach Juans Rückkehr lag Frederico auf der Veranda des Hauses. Er stellte sich schlafend, beobachtete aber durch zwei Spiegel einen gegenüberliegenden Zaun. Nach etwa einer halben Stunde schob sich durch den Zaun eine feine Röhre hindurch — und eine Sekunde später fuhr ein hauchfeiner Glaspfeil aus dieser Röhre zu Frederico hinüber. Nur daß diesmal der Glaspfeil — in dem Halsleder steckenblieb, das Frederico aus feingeschabter Schweinshaut angelegt hatte.

Der Schütze mit dem Blasrohr war niemand anderes als Juan. Der Glaspfeil enthielt, wie man an der Einschußstelle feststellte, ein starkes indianisches Gift. — Im Gefängnis von Guantanama muß nun Juan seine Tat abbüßen.

Aus der Heimat

Büren, Donnerstag, den 6. November 1941

Schutz des Bußtags

Nachdem der Bußtag 1941 auf den vorhergehenden Sonntag, 16. November, verlegt worden ist, hat der Reichsminister des Innern bestimmt, daß der vorgesehene Schutz des Bußtags sich diesmal auf die Zeit von 6 bis 15.30 Uhr beschränkt. Innerhalb der Schutzzeit sind verboten: 1. sportliche und turnerische Veranstaltungen gewerblicher Art und ähnliche Darbietungen sowie sportliche und turnerische Veranstaltungen nicht gewerblicher Art, sofern sie mit Auf- und Umzügen, mit Unterhaltungsmusik oder Festveranstaltungen verbunden sind; 2. in Räumen mit Schankbetrieb musikalische Darbietungen jeder Art; 3. alle anderen der Unterhaltung dienenden öffentlichen Veranstaltungen, sofern bei ihnen nicht der entsprechende ernste Charakter gewahrt ist.

*

Nach der kürzlichen Anweisung für den Bußtag und das Reformationsfest 1941 wird jetzt eine Verordnung des Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung veröffentlicht, die generell die Handhabung des Feiertagsrechts während des Krieges regelt. Soweit der Himmelfahrtstag, der Fronleichnamstag, das Reformationsfest und der Bußtag auf einen Wochentag fallen, werden sie für die Dauer des Krieges als staatliche Feiertage auf einen Sonntag verlegt, und zwar der Himmelfahrtstag, Fronleichnamstag und das Reformationsfest auf den nachfolgenden, der Bußtag auf den vorhergehenden Sonntag. Kirchliche Feierlichkeiten sind entsprechend zu verlegen und genießen an den jeweiligen Tagen den bisherigen reichs- und landesherrlichen Schutz. Die Wochentage, auf die der Himmelfahrtstag, Fronleichnamstag, das Reformationsfest und der Bußtag fallen, sind Werktage. Bei allen sonstigen kirchlichen Feiertagen, die durch die neue Verordnung nicht berührt werden, ist das Abhalten kirchlicher Veranstaltungen für die Kriegsdauer auf den Umfang der Veranstaltungen an gewöhnlichen Werktagen zu beschränken. Nach 19 Uhr können Kirchenveranstaltungen stattfinden, die über den Umfang an gewöhnlichen Werktagen hinausgehen. Die Verordnung gilt auch in den eingegliederten Ostgebieten und im Protektorat.

*

Flaschen für unsere Wehrmacht. Die am kommenden Sonnabend im ganzen Reich stattfindende Sammlung „Flaschen für unsere Wehrmacht" wird in der Stadt Büren von der Hitlerjugend durchgeführt. Die Volksgenossen werden gebeten, alle zu entbehrenden Getränkeflaschen (außer Medizinflaschen) vor die Haustüren zu stellen, wo sie im Laufe des Nachmittags abgeholt werden.

Schützt die Wassermesser vor Frost! Die Wassermesser müssen jetzt vor Frostschäden geschützt werden. Jede Reparatur der durch Frost beschädigten Wassermesser geht auf Kosten der Hauseigentümer. Zweckmäßig umgibt man den Wassermesser mit einem Kasten und das Leitungsrohr im Keller und an frostgefährdeten Stellen mit einer Holzverschalung. Kasten und Holzverschalung sind mit Sägemehl zu füllen. Stellt abends bei Frostgefahr die Wasserleitungen im Hause ab!

Bei Schneefall sind laut Polizeiverordnung die Bürgersteige stets von Schnee zu reinigen und bei eintretender Glätte mit Sand, Asche oder sonstigen abstumpfenden Stoffen zu bestreuen. Ist ein Bürgersteig nicht vorhanden, so ist ein etwa 1 m breiter Wegestreifen stets von Schnee gereinigt zu halten und mit abstumpfenden Stoffen zu bestreuen.

Die Luftschutzlehrgänge des RLB. wurden am Dienstagabend im Saale Goedde-Menke eröffnet. Der Gemeindegruppenführer Stadtinspektor Mertens konnte in seiner Begrüßungsansprache mit Genugtuung feststellen, daß die beorderten Volksgenossen fast restlos erschienen waren. Den Einleitungsvortrag hielt LS.-Gruppenführer Pg. Schnatmann aus Paderborn, der in längeren Ausführungen die Organisation des Reichsluftschutzbundes und die Pflichten der Selbstschutzkräfte behandelte. Der Vortrag war sehr lehrreich und wurde mit dankbarem Beifall aufgenommen. Heute abend um 8 Uhr findet im Gasthof Küting ein weiterer Vortrag für die Untergruppe III (das Stadtgebiet östlich der Burgstraße einschließlich der Schanze) statt.

Wir verdunkeln heute, am 6. November, von 17.47 bis 8.20 Uhr.

Jagdliches. Bei einer kleinen Treibjagd in der Mucht, die am Dienstag durchgeführt wurde, wurden von 12 Schützen 12 Hasen, 1 Kaninchen und 1 Fuchs zur Strecke gebracht.

Sterbegeldanspruch für Rentner. Die private Krankenversicherung hat beantragt, ihr eine Regelung zu genehmigen, nach der die mit Wirkung vom 1. August 1941 krankenversicherungspflichtig gewordenen Rentner, wenn sie eine private Krankenversicherung aufgeben, auf Antrag den Sterbegeldanspruch gegen einen besonderen geringen Beitrag aufrechterhalten können.

Heizkostenzuschlag für Garagen. Der Preiskommissar hat sich damit einverstanden erklärt, daß für gewerbliche Garagen in jedem Heizzeitraum bis auf weiteres, und zwar jeweils vom 1. Oktober bis 31. März, ein Heizungskostenzuschlag (Winterzuschlag) von höchstens 30 RM., zahlbar in monatlichen Teilbeträgen von 5 RM., erhoben werden darf.

Krankheit im Urlaub. Es entspricht nicht unserer sozialen Auffassung, daß ein Gefolgschaftsmitglied, das während seines Urlaubs längere Zeit erkrankt, hierdurch die Erholungszeit genommen wird. Der Reichsarbeitsminister hat empfohlen, in diesen Fällen wie folgt zu verfahren: Erkrankt das Gefolgschaftsmitglied während des Urlaubs derart, daß die Krankheit den Erholungszweck des Urlaubs vereitelt, und hält die Krankheit länger als vier aufeinanderfolgende Tage innerhalb der Arbeitszeit an, so werden die Krankheitstage auf den Urlaub nicht angerechnet. Das Gefolgschaftsmitglied hat sich jedoch zunächst dem Betriebsführer zur Dienstleistung zur Verfügung zu stellen. Der Betriebsführer entscheidet, in welcher Zeit die durch die Krankheit ausgefallenen Urlaubstage nachgeholt werden können.

Seifenmarken nur einen Monat gültig! Verschiedentlich herrscht in der Bevölkerung noch Unklarheit darüber, daß die Abschnitte der Reichsseifenkarte mit Ablauf des auf den Abschnitten aufgedruckten Monats ungültig werden. Ungültige Abschnitte dürfen nicht mehr eingelöst **werden.**



Weitere Zunahme der Rundfunkteilnehmer!

Die Verbreitung des Rundfunks am 1. April 1941 in Büren

Einen besseren Beweis für das gewaltige Interesse an dem heutigen Zeitgeschehen kann es kaum geben, als die auch während des Krieges anhaltende Zunahme der Rundfunkteilnehmer. Jeder Deutsche, ob in der Stadt oder auf dem Land, will teilhaben am Weltgeschehen. Das gesprochene Wort ist dabei eindrucksvoller als das gedruckte Wort. Während der Rundfunk uns die Heldentaten unserer tapferen Soldaten fast unmittelbar miterleben läßt, finden wir in der Tageszeitung diese Taten nachhaltiger verewigt. Somit ergänzen sich im Nachrichtendienst Rundfunk und Zeitung heute in harmonischster Weise. Ohne Zeitung und Rundfunk ist man nur ein „halber" Mensch.

Die Zahl der Rundfunkteilnehmer erhöhte sich auch im zweiten Kriegsjahr. So konnten am 1. April 1941 bereits über 15 Millionen Rundfunkteilnehmer in Großdeutschland, einschließlich der Reichsgaue Danzig-Westpreußen und Warthegau, gezählt werden. Seit der Machtübernahme hat sich demnach im alten Reichsgebiet die Zahl der Rundfunkteilnehmer verdreifacht und zwar von 4,5 auf 13,3 Millionen Hörer.

Heute kommen im Reichsdurchschnitt auf je hundert Haushaltungen 63,4 Rundfunkteilnehmer gegenüber 61,4 vom Jahre 1940. Wie im Vorjahre haben auch im letzten Erhebungszeitraum diejenigen Gebiete einen höheren Anteil an der Zunahme aufzuweisen, die bisher in der Verbreitung des Rundfunks zurückblieben. Eine besonders große Zunahme weisen die Regierungsbezirke Gumbinnen, Allenstein, Köslin, Schneidemühl, Aurich, Koblenz, Pfalz, Niederbayern-Oberpfalz, Schwaben, Karlsruhe und Freiburg auf. Es handelt sich bei diesen Bezirken um vorwiegend agrarische Landesteile. Aber auch die seit Jahren stark durchsetzten Gebiete haben weiterhin eine, wenn auch nur geringe, Zunahme erfahren. Vielleicht wäre die Zunahme noch größer ausgefallen, wenn nicht infolge kriegsbedingter Maßnahmen der Rundfunkapparat etwas beschränkt werden mußte.

Die Gebiete mit der größten Rundfunkdichte

sind heute die Regierungsbezirke Potsdam, Schleswig, Leipzig und das Land Anhalt, die rundfunkärmsten Gebiete Allenstein, Oppeln, Trier, Niederbayern-Oberpfalz, Troppau, sowie die Ostmark. Von den Großstädten hat Dessau mit 88,7 Rundfunkteilnehmern auf 100 Haushaltungen das seit Jahren führende Stuttgart auf die zweite Stelle verwiesen. Es folgen Kiel, Potsdam, Rostock, Wilhelmshaven, Halle a. S., Königsberg und Lübeck, sämtlich mit über 80 v. H. Teilnehmer. In den Mittelstädten mit 25—100 000 Einwohnern steht Jena mit 87 v. H. an der Spitze und zugleich an 2. Stelle in Großdeutschland. Ebenfalls über 80 Rundfunkteilnehmer auf je 100 Haushaltungen haben die Städte Schwerin, Radebeul, Wismar, Merseburg, Rathenow, Cuxhaven, Wittenberg, Neumünster und Goslar. Die geringsten Teilnehmer haben nach wie vor die Industriestädte im Westen und Osten aufzuweisen.

3 809 Rundfunkteilnehmer am 1. April 1941 im Kreis Büren

standen 3 431 Rundfunkteilnehmer vom Jahre 1940 gegenüber. Damit hat sich der Anteil der Rundfunkteilnehmer von 41,3 auf 43,4 je hundert Haushaltungen erhöht. E. C—s.

Ein neues Opfer des deutschen Soldaten: Die Kälte des russischen Winters! Auch an Dir liegt es, sie zu überwinden! Spende reichlich für die Reichssammlung: „Flaschen für unsere Wehrmacht!" am 8. November 1941.

Berufserziehung für die männliche Landjugend

Drei große Arbeitsgemeinschaften für die Dauer des Krieges

Das umwälzende Geschehen unserer Zeit und die gewaltige Erweiterung des deutschen Lebensraumes nach dem Osten lassen uns alle fühlen, daß dem deutschen Bauerntum in der Zukunft ganz große Aufgaben gestellt sind. Deutschland wird nur über Generationen hinweg leben, wenn es uns gelingt, ein neues Bauerntum zu formen, das sowohl den notwendigen Nachwuchs im Altreich stellt, als auch im neuen deutschen Ostraum Pionierarbeit auf völkischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet zu leisten vermag. Das erfordert eine bäuerliche Berufserziehung, die schon im frühesten Alter auf dem Hof und im Dorf beginnen muß. So, wie wir heute den Jungbauern ausbilden und weiterbilden, wird morgen die Leistung des deutschen Landvolkes sein. Während des Krieges ist die Jugendarbeit besonders schwierig, da der größte Teil der Landjugend unter den Fahnen steht. Auch die Jugendlichen von 14 bis 18 Jahren sind nur unter erschwerten Verhältnissen greifbar, da Vater, Brüder und sonstige männliche Arbeitskräfte im Felde stehen. Trotzdem geht die berufliche Ausbildung und Weiterbildung ungehindert weiter, wie der Abteilungsvorstand der Reichsabteilung Landjugend des Reichsnährstandes, Bubenzer, auf der Reichstagung der Landjugendwartinnen in Bad Mondorf in Luxemburg berichten konnte.

Drei große Arbeitsgemeinschaften werden für die Dauer des Krieges durchgeführt: Die „Arbeitsgemeinschaft für bäuerliche Berufsertüchtigung", die „Arbeitsgemeinschaft für bäuerliches Handwerk" und die „Arbeitsgemeinschaft für Pflege von Maschinen und Motoren". Die Durchführung der „Arbeitsgemeinschaft für bäuerliche Berufsertüchtigung" erfolgt in enger Zusammenarbeit mit der HJ., möglichst als ein Teil des HJ.-Dienstes. Der Reichsnährstand stellt dafür ehren- und hauptamtliche Mitarbeiter zur Verfügung, die entsprechend der Jahreszeit die Arbeiten auf dem Hofe und auf dem Felde behandeln und die Jungen mit allen Neuerungen und Erfahrungen der Praxis bekannt machen.

Die „Arbeitsgemeinschaft bäuerliches Handwerk" wird im Einvernehmen mit dem Handwerk durchgeführt und verfolgt das Ziel, die Jugend in den primitivsten Arbeiten des Handwerks auszubilden, z. B.: Axtstiele anfertigen und einlassen, Heurechen herstellen und reparieren, Mähmaschinenmesser schleifen, Klingen festnieten und schärfen, Pflugschare schärfen, Patentketten, einfache Ringe und Hufnägel schmieden usw. Versuche, die in dieser Richtung im Rheinland angestellt wurden, haben zu großen Erfolgen geführt. Es ist selbstverständlich, daß diese Arbeitsgemeinschaft in keiner Weise eine Konkurrenz für das landgebundene Handwerk bedeutet. Das stellt auch die Handwerkerschule fest, indem sie erklärt, daß es nur wünschenswert ist, wenn jeder Bauer die primitivsten Arbeiten auf dem Hof selbst verrichtet und das Handwerk die eigentliche Facharbeit übernimmt. Bedingung für die richtige Durchführung der „Arbeitsgemeinschaft Bäuerliches Handwerk" ist, daß auf jedem Bauernhof eine Tretschmiede, ein anständiger Kasten mit ordnungsgemäßem Handwerkszeug und eine einfache Lötlampe vorhanden sind.

In der „Arbeitsgemeinschaft für die Pflege von Maschinen und Motoren", die 1941/42 anlaufen wird, soll das große Interesse der landgeborenen Jugend für Fragen der Technik befriedigt werden. Hier sind zwei Versuche in den Landesbauernschaften Sudetenland und der Bayerischen Ostmark vorgesehen. Geplant sind regelrechte Ausbildungslehrgänge von 14 Tagen in Maschinen- und Motorenpflege. Auch die Durchführung von Traktorenlehrgängen ist beabsichtigt. Diese vielfältigen Arbeitsgemeinschaften, die während des Krieges in erster Linie Jugendliche bis 18 Jahren erfassen, werden nach dem Krieg auf männliche Jugendliche bis zur Hofübernahme ausgedehnt. Man geht dabei von der Ansicht aus, daß gerade diese Jahre den eigentlichen Weg und Ausbildungsgang des Jungbauern ausmachen. Versuche im Warthe-land, wo trotz des Krieges eine „Arbeitsgemeinschaft für die ältere männliche Jugend" durchgeführt werden konnte, haben das auch in vollem Umfange bestätigt. Die Arbeitsgemeinschaft für Jugendliche im HJ.-pflichtigen Alter haben die Bezeichnung der Stufe A, während die Arbeitsgemeinschaft für die ältere Jugend die Bezeichnung der Stufe B erhalten. Die Themen für die Stufe B sind naturgemäß auf die reifere Jugend zugeschnitten und entsprechend schwieriger.

Auch die kulturelle Arbeit auf dem Hof und im Dorf wird — wenn auch erst nach dem Kriege — in Zusammenarbeit mit der weiblichen Landjugend wesentlich ausgebaut werden, denn ihre Vernachlässigung hieße den Acker bestellen, ohne gepflügt zu haben. Sie wird eine der wichtigsten Aufgaben im Rahmen der Aufrüstung des deutschen Dorfes darstellen. Ueber aller Erziehungsarbeit steht groß und verpflichtend das Ziel, ein Bauerntum zu schaffen, das nicht nur etwas leistet, sondern auch eine Lebensform aufweist, die es befähigt, alle in ihm wurzelnden wertvollen Kräfte an das Land zu binden und zu vorbehaltloser Einsatzbereitschaft zu mobilisieren.

Kreis Büren und Nachbarkreise

Fürstenberg, 6. Nov. **Goldene Hochzeit.** Am Freitag, dem 7. November, feiert das Ehepaar Meinolf Meier und Frau Agathe geb. Vagiener das seltene Fest der Goldenen Hochzeit. Der Jubilar ist geboren in Fürstenberg am 31. Dezember 1857; die Jubilarin, in Bleiwäsche geboren, ist elf Jahre jünger. Frau Meier ist als Mutter von 13 Kindern Trägerin des Goldenen Ehrenkreuzes. Der Jubilar erlebte mit 13 Jahren den Krieg 1870/71, an dem sein Vater teilnahm. Lange Jahre war er Schäfer; einige Jahre Gehilfe des Begründers der Fürstenberger Fischteiche, Stennes. Ferner arbeitete er eine Reihe von Jahren in der damaligen Molkerei von Hombring und half in den neunziger Jahren beim Bau der Fürstenberger Wasserleitung, hat also ein gutes Stück der Ortsgeschichte miterlebt. — Zum Feste erwartet das Paar dreißig der nächsten Anverwandten. Drei Töchter waren zum Wochenend aus Duisburg schon eingetroffen, wo fünf Töchter einen Verein der Fürstenberger gründen könnten! Von den 22 Enkelkindern waren ebenfalls schon zwei, darunter das jüngste mit acht Monaten, aus der Kohlenstadt gekommen. Frau Meier ist noch sehr rüstig, während der Jubilar meist im Großvaterstuhl sitzt, aber wenig gebeugt. Er hofft, zu seinem Jubeltage mit seiner Ehegefährtin noch einmal ins Dorf zur kirchlichen Feier zu fahren. Wir wünschen dem Jubelpaar weiterhin Gesundheit und Glück!

Etteln, 5. Nov. **Von einem tragischen Unglücksfall** wurde die Familie H. von hier betroffen. Das dreijährige Söhnchen war am Mittwochmittag plötzlich verschwunden. Alles Suchen war vergeblich. Erst am Sonntag wurde die Leiche unterhalb Etteln in der Altenau aufgefunden. Das Kind ist wahrscheinlich bei einem Schwindelanfall in das Wasser gefallen.

Brenken, 5. Nov. **Ein Liebhaber von Damenunterwäsche** machte sich in letzter Zeit hier unliebsam bemerkbar. Er stahl wiederholt zum Trocknen im Freien aufgehängte Damenunterwäsche, um sie selbst zu tragen, und schonte auf diese Weise seine Kleiderkarte. Der Täter — es handelt sich um einen aus Büren stammenden Jungen — konnte nun auf frischer Tat ertappt werden.

Anreppen, 5. Nov. In der Gemeinde Anreppen ist die **Maul- und Klauenseuche erloschen.** Die seinerzeit verhängten Sperrmaßnahmen werden hierdurch aufgehoben.

Rüthen, 5. Nov. **Verkehrsunfall.** In den Abendstunden wurde im Möhnetale von der Bahn ein tragendes Rind überfahren. Das Tier wurde zermalmt, Teile von ihm wurde noch ca. 30 Meter mit fortgeschleift. Um die Tiere gegen die Unbilden der Witterung gefeit zu machen, werden sie vielfach länger als üblich im Herbst in den Kämpen gehalten. Ist das der Fall, dann muß auch für das nötige Futter gesorgt werden. Im anderen Falle brechen sie aus, wie man es alljährlich beobachten kann. Die Viehhalter im Möhnetale mögen aber bedenken, daß sie einmal mit dem materiellen Schaden zu rechnen haben, andererseits aber auch wegen Transportgefährdung bestraft werden können.

Himmelpforten, 4. Nov. **Eine 700 Jahre alte Mühle.** Die sogenannte Riesenberg-Mühle kann in diesen Tagen auf ihr 700jähriges Bestehen zurückblicken. Der Erbauer, Bruno von Neheim, gab sie an den Grafen Gottfried von Arnsberg weiter. Von diesem wurde sie für 39 Taler am 10. Dezember 1247 (Das Kloster Himmelpforten ist im Jahre 1246 durch die Gräfin Adelheid gegründet worden) an das Kloster verkauft. Gleichzeitig damit schenkte Graf Gottfried dem Kloster die Fischerei auf der Möhne und 1255 einen Hof zu Bytinghusen (Bittingen, heute im Besitz des Bauern Franz Frieling vorm. Peters). Auch der Hof zu Bytinghusen war im Besitz eines Neheimer Edlen, nämlich Hermanns von Neheim. Die Mühle war bis zum Weltkrieg in ihrem alten Zustand verblieben. Erst 1913 wurde sie von dem damaligen Besitzer Schulte-Himmelpforten umgebaut und das große Wasserrad, das bis dahin dem unberührten idyllisch gelegenen Tal ein besonderes Gepräge gegeben hatte, verschwand. Das alte Mühlengebäude aber steht noch, und die z. T. meterdicken Mauern zeugen für das Alter des Baues, der schon viele Jahrhunderte überdauerte.

*

Aus der Bewegung

BDM.-Werk, Büren. Heute (Donnerstag) treten alle Mädel in tadelloser Dienstkleidung um 20 Uhr im Binnenhof der Aufbauschule an.

Hauptschriftleiter Emil Reuber, Lippstadt; verantwortlich für den heimatlichen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren; Verlag und Druck: C. Jos Laumanns, Lippstadt.

Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig.

NSDAP
Ortsgruppe Büren

Zu der am SONNABEND, dem 8. November, um 20 Uhr im Saale Goedde-Menke stattfindenden

HELDENEHRUNGSFEIER

werden die Partei- und Volksgenossen der Stadt Büren hiermit eingeladen.

Der Ortsgruppenleiter:
I.V.: HOLZHAUER.

Statt besonderer Anzeige!

Der liebe Gott nahm heute nacht um 12½ Uhr meine gute Frau, unsere treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Johannes Remm
verw. Kellerhoff, geb. Stolte

zu sich in die Ewigkeit. Sie starb nach schwerem Leiden, öfter gestärkt durch den Empfang der hl. Sterbesakramente, im Alter von 63 Jahren. Um ein stilles Gebet bitten:

Familie Johannes Remm und Anverwandte.

Büren, den 5. November 1941.

Die Beerdigung findet statt am Sonntag, dem 9. November, nachmittags 3 Uhr, vom Trauerhause, Südmauer 21, aus. Das Seelenamt ist Montag, morgens 8.10 Uhr, in der Pfarrkirche zu Büren.

Jan ten Brink

Ein Schlangenbiß, der die Schlange tötete

Jan ten Brink ist 46 Jahre alt und viel in der Welt herumvagabundiert. Seit seinem zwanzigsten Lebensjahre streifte er durch die Welt, mal war er in Afrika und hatte Diamanten geschürft, mal in Südamerika, wo er aus Sensationslust Orchideen sammelte. Dann wieder hatte er in den indischen Dschungeln an Tigerjagden teilgenommen. Am meisten aber hatte es ihm Insulinde angetan. Sumatra hatte er gründlich durchstreift und einem seltenen Kampf zwischen dem Königstiger und dem Kerabau, wie die Eingeborenen den indischen Wildbüffel nennen, beigewohnt. Es war ein herrlicher Kampf gewesen, den man nur selten zu sehen bekommt.

Zuletzt hatte Jan sich in Java niedergelassen. Jedes Jahr nahm er sich fest vor, wieder nach Europa zurückzukehren, aber die Tropen ließen ihn nicht los. Er wußte selbst nicht, wie es kam, irgend etwas fesselte ihn so, daß er blieb.

Seine näheren Bekannten nannten ihn: die wandelnde Apotheke. Gegen das Fieber nahm er die unmöglichsten Mittel ein, und sie halfen. Gegen Schlangenbisse hatte man ihm ebenfalls in sämtlichen Gegenden der Welt ein Serum eingespritzt, so daß sein Blut schon eher einer Giftküche glich.

Geheimnisvolle Diebstähle

Jan, seit zehn Jahren Distriktskommissar, fuhr ins Innere des Landes. Auf einer Inspektionsreise kommt er auf die Farm seines Freundes Willem van Neer. Er betritt das Farmhaus, geht ins Zimmer und ruft: „Da bin ich mal wieder, Willem."

Der Freund steht auf, knurrt ein paar Worte. Jan geht auf ihn zu, gibt ihm die Hand und fragt dann:

„Hast wohl Aerger gehabt?"

„Kann man wohl sagen", brummt Willem, „habe da eine unangenehme Sache."

„Was gibt es denn?"

„Seit einigen Wochen kommen in meinem Hause Diebstähle vor. Ich habe nachgeforscht, aber nichts herausgefunden. Nun ist da einer der Eingeborenen auf meiner Farm, der sich mit der Zeit als Zauberer unter seinen Landsleuten herausgebildet hat, und aus diesem Grunde ein hohes Ansehen bei ihnen genießt. Jetzt hat er doch irgend so eine blödsinnige Beschwörung gemacht und will dabei herausgefunden haben, daß meine Dienerin die Diebin ist. Dabei bin ich fest überzeugt, der Kerl lügt. Aus Haß, oder um sie in seine Hände zu bekommen, hat er ihr diesen Brei eingerührt."

„Das ist so recht etwas für mich", grinste Jan, „laß mich nur machen."

Drei Tage später nimmt Jan den Freund auf die Seite und sagt: „Willem, der Zauberer selbst ist der Dieb. Zufällig habe ich ihn belauscht, wie er deiner Dienerin gesagt hat, er könne die gestohlenen Sachen wieder herbeischaffen, wenn sie ihm zu Willen sei, sonst wäre die Strafe furchtbar, die sie träfe. Das Mädel ließ sich nicht einschüchtern, sondern hat ihn fortgejagt. Nimm den Kerl fest und bestrafe ihn."

Willem kratzte sich den Kopf. „Das geht nicht, Jan", sagt er bedächtig, „der Gauner hat auf Grund seiner faulen Zaubereien ein derartiges Ansehen, daß die Leute zu meutern anfangen, wenn ich ihn ohne Grund bestrafe."

„Gut", lächelte Jan, „dann werde ich dir den Beweis liefern. Laß deine Leute mal alle zusammenrufen."

Vor aller Augen entlarvt

Früh am Morgen sind die Leute vollzählig zur Stelle. Der Herr Zauberer ebenfalls. „Was nun?" fragt Neer.

„Du sagst ihnen einfach, daß sie alles zu tun hätten, was ich befehle."

„Gut", knurrt Willem und gibt den Befehl.

Dann wendet ten Brink sich an die Leute. „Ihr alle wißt, daß in letzter Zeit Diebstähle vorgekommen sind. Ich werde nun auf Grund eines ganz großen Zaubers den einwandfreien Beweis liefern, wer der Dieb ist. Deshalb werde ich hier mit dem Kasten jeden einzelnen von euch aufnehmen. In drei Stunden habt ihr alle wieder hier zu sein!" Er machte seine Kamera fertig und nimmt jeden auf, dann entläßt er die Leute.

Drei Stunden später sind sie alle wieder versammelt und ten Brink zeigt jedem einzelnen die von ihm aufgenommene Photographie. Auf dem Bild ist weiter nichts zu sehen als der Betreffende selbst. Der Hintergrund ist vollkommen weiß.

„Habt ihr alle euer Bild gesehen?"

Die Leute bejahen.

Nun geht Jan ins Farmhaus, aus dem er in wenigen Minuten mit einem großen Kasten wieder herauskommt. Den Kasten stellt er auf einen Tisch, dann nimmt er den Packen Fotos und steckt sie hinein. „Ihr seid jetzt alle in diesem Kasten. Jeder einzelne, den ich anrufe, kommt zu mir, legt seine Hand vorne auf den Kasten und drückt dann hier auf den Knopf an der Seite. Er wird dann sein Bild aus dieser Oeffnung, auf die ich jetzt deute, herausfallen sehen. Ist es noch genau so, wie ich es euch gezeigt habe, dann ist der Betreffende nicht der Dieb. Ist aber auf der Aufnahme eine Hand, dann ist es der Dieb. So, nun rufe ich euch alle nacheinander auf."

Alle Eingeborenen haben ihr Bild aus dem Kasten gezogen, auf keinem ist eine Hand zu sehen. Jetzt kommt der Zauberer dran. Zögernd geht er auf den Kasten zu und legt scheu die Hand auf die angegebene Stelle.

„Fest zudrücken!" ruft Jan ihm zu. „So, und jetzt auf den Knopf drücken." Der Zauberer tut es, das Bild fällt aus dem Kasten, er steckt es zu sich.

„Halt, zeige das Bild vor!" Widerwillig gehorcht der Mann.

„Du bist also der Dieb!" donnert Jan, als er einen Blick auf das Bild geworfen hat. Ganz deutlich ist auf dem weißen Grund, neben der Gestalt, eine Hand zu sehen. Jan nimmt das Bild und zeigt es den Eingeborenen.

Sie blicken scheu auf den Zauberer, als könne er sich rächen. Als jedoch nichts geschieht, rufen sie ihm hämische Worte zu.

„So Willem", sagt Jan zu dem Freund, „jetzt kannst du diesen Kerl bestrafen."

Als sie allein sind, fragt Willem: „Wie hast du das fertig gebracht?"

„Ganz einfach", lacht Jan, „da ich wußte, daß der Zauberer der Dieb ist, habe ich von der Aufnahme zwei Abzüge gemacht; einen so, wie ich ihn aufgenommen habe, den andern mit der Hand — eine kleine Montage. Die Bilder steckte ich in der Reihenfolge in den Kasten, wie ich die Leute aufrief. Das war alles. Willem lachte und schüttelte dem Freund dankbar die Hand.

Die mißachtete Warnung

Einige Wochen später, Jan ist wieder in Surabaya, erhält er von Willem van Neer einen Brief, über den er herzlich lachte. Was Willem sich nur einbildete! Der Junge war tatsächlich durch seine ewige Einsamkeit versauert. Warnte er ihn doch vor dem Zauberer, der sich an ihm rächen wollte. Wie die Eingeborenen Willem erzählt hatten, war der gute Mann nach Surabaya gefahren, um an Jan einen Zauber zu machen. Glaubte Willem auch schon an diesen Unfug? Er warf den Brief in seinen Schreibtisch und dachte wenige Stunden später schon nicht mehr daran.

Eines Morgens erscheint Jan nicht am Frühstückstisch. Der Diener wird unruhig, geht in das Schlafzimmer seines Herrn und findet ihn, Fieberworte vor sich hinstammelnd, im Bett.

Unweit des Bettes liegt eine Schlange, sie ist tot. Der Diener erhebt Geschrei, der Arzt wird geholt, untersucht Jan ten Brink und stellt fest, daß er von der jetzt toten Schlange gebissen worden ist. Der Biß liegt schon einige Stunden zurück und Jan hätte nach menschlichem Ermessen schon einige Stunden tot sein müssen. Aber er erholt sich rasch, und der Arzt fragt ihn, ob er denn den Biß der Schlange nicht gemerkt habe; denn im Schlaf könne er nicht gebissen worden sein, da Schlangen Menschen in der Ruhe fast nie beißen.

„Schon möglich", brummt Jan, „aber ich schlafe meist sehr unruhig. Vielleicht hatte die Schlange sich in mein Bett verkrochen und ich habe sie gequetscht, worauf sie mich gebissen hat."

„Von dem Biß mußten Sie doch wach werden", meinte der Arzt.

„Nicht unbedingt, ich schlafe sehr fest. Ich kann mich wohl dunkel erinnern, so etwas wie einen Biß gefühlt zu haben, gegen den ich mich rein instinktiv zur Wehr setzte. Wahrscheinlich habe ich nach der Schlange geschlagen und sie vom Bett geschleudert."

„Daran ist sie nicht krepiert", lacht der Arzt, „ich habe sie untersucht. Todesursache: Gift."

Jan lachte schallend auf. „Ja, lieber Doktor, dann habe ich die Schlange quasi vergiftet. Mein Blut ist so mit allen möglichen Giften und Gegengiften durchsetzt, daß das Tier eben an dem Biß zugrunde gegangen ist."

Der Arzt muß machen, doch dann wird er ernst und sagt: „Wie ist die Schlange nur in Ihr Zimmer gekommen? Hier in der Stadt haben wir eigentlich nicht unter Giftschlangen zu leiden".

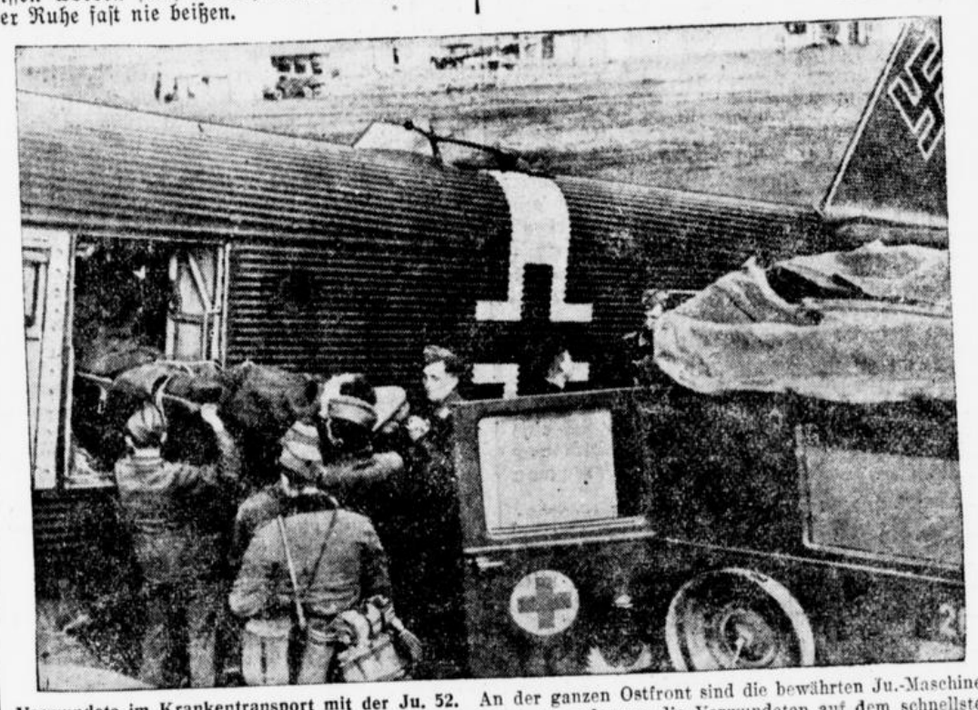
Mißlungene Rache

Jan zuckt die Achseln. „Mir ebenfalls unbegreiflich, Doktor. Doch es kann immerhin vorkommen, daß so ein Vieh mal in die Stadt wandert, um moderne Sitten zu studieren."

Am anderen Tage geht Jan spazieren, um sich von dem Schreck zu erholen. Kaum tritt er aus dem Haus, da fällt sein Blick auf eine Gestalt, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite herumlungert. Jan stutzt, den Mann kennt er doch? Der andere sieht Jan ebenfalls an, seine Augen sind vor Entsetzen geweitet.

Plötzlich erkennt Jan den Mann. Das ist doch der Zauberer von Willems Farm!? Blitzschnell erinnert er sich an den Brief von Willem. Der Zauberer hat also die Schlange in sein Schlafzimmer bugsiert! Jan läßt den Zauberer verhaften, der ein Geständnis ablegt. Er ist voller Furcht und Entsetzen, daß Jan dem Biß der Schlange nicht erlegen ist. Jetzt glaubt er selbst, daß Jan ein großer Zauberer ist.

Ellen Aram.



Verwundete im Krankentransport mit der Ju. 52. An der ganzen Ostfront sind die bewährten Ju.-Maschinen zum Verwundeten- und Krankentransport mit eingesetzt. So gelangen die Verwundeten auf dem schnellsten Wege in die Heimatlazarette, wo ihnen eine sorgfältige Pflege und Behandlung zuteil wird.
(SS-PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Styhler-Scherl-M.)



Das Flakgeschütz einer deutschen Vorausabteilung hat ein bolschewistisches Widerstandsnest unter Feuer genommen. — Ueber das freie Feld kommen Bolschewisten mit erhobenen Armen in Gefangenschaft.
(PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Freytag (Wb.)-M.)



Auch Schneegestöber und Frost können den Vormarsch nicht aufhalten. (PK.-Kriegsberichter-Wb.-M.)



BÜCHERSCHAU

Herbert Müllenbach: Und setzet ihr nicht das Leben ein. Ruhmesblätter der deutschen Luftwaffe. 281 S. mit 46 Photos. Geb. 2,85 RM. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh.

Das liebenswerte Buch bringt 22 Erlebnisberichte von kühnem Einsatz des Lebens tapferer Kämpfer der Luftwaffe im Westen, Norden und Osten, über Land und Meer. Es sind lebendurchglühte Schilderungen von solcher packender Bewegtheit, daß sich der Leser mitten in das wirbelnde Kampfgeschehen hinein versetzt fühlt. Er begleitet Aufklärer, Jäger, Zerstörer, Bomber und Transporter nach Dover, Dünkirchen, London, Narvik, Rotterdam, Scapa Flow usw. Er erkennt die Größe der Gefahr und bewundert den soldatischen Schneid, der sie überwindet. Neben die persönliche Einzelleistung tritt die Tat der Kameradschaft, beseelt von echtem deutschen Fliegergeist stolzer Tradition. Die Schilderungen sind frei von fadem Pathos. Der Härte des Kampfes ist die würdige Darstellung in zuchtvoller Sprache angemessen. Todesnaher Ernst paart sich mit warmem Humor.

*

Anton Hantschel: Englands Schatten über dem Persischen Golf. 107 S. mit 8 Abbildungen und 5 Kartenskizzen. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Englands Wunsch, gemeinsam mit dem Bolschewismus das Deutsche Reich auf die Knie zu zwingen, sah für die Lieferung von Kriegsmaterial nach der Sowjetunion den transiranischen Weg vor. Dieser Plan, so erklärte United Preß noch Ende Oktober, sei in hohem Grade von der Kapazität der Häfen am Persischen Golf abhängig. — Die Einbeziehung dieses Meereseinschnittes in Englands machtpolitische Erwägungen entspricht britischer Tradition, die durch Vergewaltigung der Völker dieses Raumes, durch List und Wortbruch gekennzeichnet ist. Darüber gibt die interessante Broschüre von Anton Hantschel vorzüglich Aufschluß. England erkannte schon früh die drei Funktionen des Persischen Golfs als Zugang vom Weltmeer zu der großen Landbrücke zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean, als Flankendeckung der wichtigsten Lebensader des britischen Empire und als bedeutsame Rohstoffbasis. England hielt deshalb die Faust über dem Golf, seinen Randstaaten und -völkern. Aus gründlicher Erkenntnis der geologisch-geographischen Gesetzmäßigkeiten und geschichtlichen Zusammenhänge im Raume des Persischen Golfs hat der Verfasser das aktuelle Thema, bei klarer Gliederung des umfassenden Stoffes, behandelt, so daß seine Darstellung tiefe Einblicke in die gegenwärtige imperiale Orientpolitik Englands gewährt.

Emil Belzner: Ich bin der König. Roman. 320 S., geb. 6,80 RM. Buchwarte-Verlag Lothar Blanvalet, Berlin.

Dieses durch geschliffene Sprache und ungemein hohe geistige Spannkraft ausgezeichnete Buch von bedeutsamem dichterischen Rang steht in engem Verhältnis zu unserer Zeit, obwohl es in das Jahr 1685 zurückführt. In vortrefflicher Spiegelung erleben wir jene Epijode, in der Herzog James von Monmouth für sich den englischen Königsthron beansprucht, den widerrechtlich sein Onkel, der in Genußsucht und Machtgier hemmungslose Onkel, Jakob II., behauptet. Was in unserer Gegenwart der endgültigen Auseinandersetzung mit England als typisches Merkmal englischen Wesens hervortritt, hat der Autor zu plastischer Anschaulichkeit verdichtet. „. . . sprachen sie von England und seiner Politik, von einem Reich, das durch Zufälle groß geworden, in seinen Absichten aber kleinlich geblieben sei. Alles Erhabene schlage es in Stücke, in Geldstücke. Und für die Völker errichte es den Pavillon des Ertrags, den irischen Pavillon oder den indischen oder den von Jamaika. Und aus der Schönheit der Welt werde die Häßlichkeit des Nutzens, aus der Freiheit des Glaubens die Brauchbarkeit Gottes und aus den Schicksalen der Menschen die Zinspflicht der Leiden." Emil Belzner erweist sich als ein Epiker beachtenswerter Größe. Alle Gestalten des Romans haben klaren Umriß, sie sind von echtem blutvollen Leben erfüllt. Ihr So-sein ist ins Sinnbildhafte erhoben. Durch die packende Kraft dichterischer Darstellung ihrer Anschauungen und Lebensart bewährt sich Belzner als ein wahrer schöpferischer Meister des ausdrucksträchtigen Wortes, das durch seine Sprachkunst wie in neuer Fassung glänzt, erschütternd klagt, jubelt, liebt, lästert, philosophiert, Stimmungen malt, Wahrheiten versetzt, Possen spielt . . . Ein wundersames Buch. Ein Roman, auch in der äußeren Verlagsaufmachung gediegen, der seine Leser finden wird.

Emil Reuber

*

Heitere Ecke

Busekists besuchten eine Wohltätigkeitsveranstaltung. Ein junger Mann bemüht sich, Herrn Busekist zum Kauf eines Loses zu überreden.

„Kostet nur eine Mark, mein Herr! Für eine einzige Mark können Sie ein Klavier gewinnen!"

„Nein, danke, ich will kein Klavier", wehrt Busekist ab. Kann ich gar nicht gebrauchen!"

„Macht nichts! Kaufen Sie trotzdem!" beharrt der junge Mann. „Sehen Sie mal, es werden 20 000 Lose ausgespielt. Warum sollen ausgerechnet Sie das Klavier gewinnen!"

(Kölnische Illustrierte Ztg.)

Allgemeine Rundschau

Zeugen westfälischer Kunst

Die „Große Westfälische Kunstausstellung 1941"

Dortmund, 5. Nov. Wenn irgend etwas geeignet ist, die innere Kraft und Zuversicht des deutschen Volkes unter Beweis zu stellen, dann ist es die Tatsache, daß das gegenwärtige Kriegsgeschehen, das ganz Europa seinen Stempel aufdrückt, bei uns die Museen nicht zum Schweigen brachte. Im Weltkrieg wäre es wohl nicht möglich gewesen, eine Ausstellung wie die „Große Westfälische Kunstausstellung 1941" zu zeigen.

Die Ausstellung wurde durch den Stellv. Gauleiter Vetter in Dortmund feierlich eröffnet. Zu Beginn der Feierstunde entbot Stadtrat Dr. Klein dem Stellv. Gauleiter den Dank der Stadt Dortmund für die tatkräftige Förderung des westfälischen Kunstschaffens, er dankte sodann vor allem den ausstellenden Künstlern und der Jury und wies auf die heute so enge Verbundenheit von soldatischer Haltung und künstlerischer Bewährung hin, die in der Persönlichkeit des Führers ihren sichtbarsten und stolzesten Ausdruck gefunden haben.

Stellv. Gauleiter Vetter, der anschließend sprach, würdigte, von den kulturellen Verhältnissen des Weltkrieges ausgehend, die Bedeutung der Kunstausstellung. Heute, wo die größten Schlachten der Weltgeschichte geschlagen würden, so sagte er, stehe die Kunst mitten in der seelischen Front des Volkes. Eindringlich rief der Stellv. Gauleiter noch einmal die seelische Not vor 1933 ins Gedächtnis zurück. Durch das Fehlen einer festen politischen Führung sei die Vergewaltigung der deutschen Seele möglich gewesen. Jetzt aber sei es zur Gewißheit geworden, daß der Führer, so wie er durch den Appell an das Pflichtbewußtsein der deutschen Arbeiter Deutschland zum größten Kampf seiner Geschichte gerüstet habe, auch den Künstlern den Weg zu den seelischen Kräften des Volkes gewiesen habe. Und der Künstler — es zeige sich von Jahr zu Jahr und von Ausstellung zu Ausstellung mehr — ringe sich zu jener Kunst durch, die dieser deutschen Volksseele entspräche. Zum Schluß seiner Ausführungen richtete der Stellv. Gauleiter einen Aufruf an alle, die es angeht, den lebenden deutschen Künstler mit der Tat zu unterstützen, denn sein Werk gehöre zu den Kraftströmen, die den kämpfenden deutschen Soldaten in der Erfüllung seiner Aufgabe unterstützten.

*

Münster, 5. Nov. **Münster hat 141 000 Einwohner.** Nach der letzten Volks- und Berufszählung wohnten in Münster 141 059 Einwohner, die sich auf 35 391 Haushaltungen verteilen. Von diesen sind 32 646 Familienhaushaltungen, 2 550 Einzelhaushaltungen und 150 Anstaltshaushaltungen (Anstalten, Gasthöfe, Gemeinschaftsunterkünfte usw.). Auf jede Haushaltung entfallen in Münster 3,51 Personen gegen einen Durchschnitt im Regierungsbezirk Münster von 3,83 und von 3,26 im Reichsdurchschnitt.

Bochum, 5. Nov. **19 000 Besucher.** Die im Ernst-Moritz-Arndt-Haus zu Bochum gezeigte Ausstellung „Die neue deutsche Wohnung" hatte mit rund 19 000 Besuchern einen ausgezeichneten Publikumserfolg. Leider konnte der Termin nicht verlängert werden, da die Ausstellung bereits ab 5. November im „Deutschen Haus" zu Dortmund, Betenstraße, gezeigt wird.

Mülheim (Ruhr), 5. Nov. **Im Verlagshaus der Mülheimer Zeitung** fand eine Feierstunde statt, bei der drei Jubiläen gewürdigt wurden: der 70. Geburtstag des Verlegers Franz Hagen, dessen 35jähriges Berufsjubiläum und das 70jährige Bestehen der Mülheimer Zeitung. In verschiedenen Ansprachen wurde das Lebenswerk des Verlegers und seine Verdienste als Gefolgschaftsführer und Mensch in ehrender Weise gewürdigt.

Bacharach, 5. Nov. **Im mittelrheinischen Weinbaugebiet** ist das Ergebnis der Traubenernte, soweit sich bisher feststellen läßt, mengen- und gütemäßig zufriedenstellend. Im allgemeinen wird ein Dreiviertelherbst eingebracht.

Hildesheim, 5. Nov. **Zur Strafe mit dem Plätteisen verbrannt.** Im Juli 1940 war die 9jährige Tochter der Anna B. aus Großlafferde entgegen dem Befehl ihrer Mutter zu spät nach Hause gekommen. Als Strafe dafür hielt die darüber erboste Mutter dem Kind das Plätteisen, mit dem sie gerade arbeitete, an verschiedene Stellen des Körpers (!), wobei sie dem Kinde schwere Verbrennungen beibrachte. Das Peiner Amtsgericht hatte die Mutter wegen Kindesmißhandlung zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt, während in der Berufungsinstanz das Landgericht Hildesheim dieses Urteil aufhob und die Frau nur zu 80 RM. Geldstrafe verurteilte. Auf die beim Reichsgericht eingelegte Nichtigkeitsbeschwerde des Oberreichsanwalts hat jetzt der 2. Strafsenat des Reichsgerichts das landgerichtliche Urteil aufgehoben und nochmalige Straffestsetzung durch das Landgericht angeordnet.

Millionen hören eine Stimme

Beim Sprecher der Deutschen Wochenschau

(„V. B.") Im Dunkel eines weiten Ateliers steht ein einsamer Mann an einem Pult. Er blickt auf eine Leinwand vor sich und auf maschinenbeschriebene Blätter in seiner Hand, sein Daumen liegt auf einem kleinen Klingelknopf, er atmet leise und all sein Denken konzentriert sich auf den nächsten Augenblick.

Da — das rote Licht flammt auf. Auf der Leinwand erscheint ein riesiges „Achtung!", der Tonmeister in seiner Kabine im Hintergrund beugt sich über das „Mischpult", die Tonkamera nebenan steht aufnahmebereit, der einsame Mann am Sprecherpult richtet sich auf, das Besprechen der neuesten Deutschen Wochenschau beginnt.

Was ahnt der Kinobesucher, der Woche für Woche in selbstverständlicher Gewißheit die allerneuesten Bilder von der Front zu sehen erwartet, von den Schwierigkeiten und dem unglaublichen Arbeitstempo, mit dem unsere Wochenschau in wenigen Tagen zusammengestellt wird?

Zunächst einmal müssen die ca. 30 000 bis 40 000 Meter Filmband, die von den Kameramännern der Propagandakompanien nach Berlin geschickt werden, auf 1000 Meter reduziert werden. Der Begleittext wird verfaßt, besonders prägnante Stellen müssen musikalisch untermalt werden, und am Montagabend ist man mit allen Ueberarbeitungen und Verbesserungen fertig. Originalgeräusch und Musik sind passend, „synchron", zum Bildstreifen „angelegt", und nun fehlt nur noch der begleitende Text, die Stimme des Sprechers, ohne die wir uns keine Wochenschau mehr vorstellen können.

Der Dienstag ist der Tag des Sprechers, der Tag der großen „Ueberspielung", an dem Bild, Musik, Geräusch und Wort auf einen einzigen Filmstreifen „zusammengemischt" und kopierfertig gemacht werden.

25 bis 30 Schreibmaschinenblätter liegen auf dem Pult des Sprechers, zwölf einzelne Rollen müssen „geschossen" werden, wie der Tonmeister es ausdrückt, bis die tausend Meter fix und fertig besprochen sind, und von frühmorgens an bis manchmal in das Morgengrauen des nächsten Tages hinein sind der Sprecher, der Tonmeister, der Mann an der Tonkamera, die Vorführer an den Projektionsapparaten und nicht zuletzt der Leiter der Deutschen Wochenschau, Heinrich Roellenbleg, an der Arbeit.

Fast unglaublich erscheint es einem, mit welcher Ruhe und welchen unerschütterlichen Nerven der Sprecher Harry Giese an seinem Pult steht und gedankenschnell entscheidet, wann er nach einer vorangegangenen kurzen Regiebesprechung mit seinem Begleitsatz einsetzen will.

In ununterbrochener Folge laufen die Bilder der Wochenschau über die Leinwand. Bilder, die den Zuschauer erregen, die ihm den Atem stocken lassen, die ihn durch ihre Echtheit, ihre Großartigkeit erschüttern, und über deren Anblick man wohl alles andere um sich herum vergessen kann.

Harry Giese aber ist über dieses „Wochenschaufieber" längst hinaus, und er muß es ja auch sein, wenn der Text haargenau zum laufenden Bilde passen soll und er nicht mit seinen Worten nachhinken will.

Hier steht sein Satz, da läuft das Bild — sein Daumen drückt den kleinen Klingelknopf, ein weißes Licht blitzt auf, der Tonmeister in seiner Kabine weiß, jetzt wird er sprechen und bedient blitzschnell, wie die Tasten auf einem Klavier, die vielen „Regler" seines Mischpultes. Ein kleines Licht tanzt über den Impulsmesser, der die Intensität der Aussteuerung, d. h., also die Lautstärke seiner Geräusche mißt, und im gleichen Augenblick tritt die Marschmusik zurück, das Maschinengewehrgeknatter klingt aus weiter Ferne herüber, die Einschläge der Granaten verhallen dumpf und undeutlich: die Stimme des Sprechers kann klar und deutlich aus dem Schlachtenlärm hervortreten, verständlich auch für den letzten Zuschauer im größten Kino.

Natürlich ist es nicht sofort mit dem ersten Male getan, ein, zwei, manchmal auch drei oder vier Proben gehören dazu, bis der Tonmeister in seiner Nachbarkabine das Zeichen zur endgültigen Tonaufnahme geben kann und nun endlich Bild, Geräusch, Musik und die Sprecherstimme in der richtigen Mischung in der Tonkammer auf dem Filmstreifen festgelegt sind.

Wer aber ist Harry Giese, dieser Mann, der nur anonym zu uns spricht und dessen Stimme doch Millionen kennen?

Harry Giese war Schauspieler und ist es auch heute noch. Doch wenn er in den ersten Jahren seiner Sprecherzeit bei einer der vier großen Wochenschauen auch noch ruhig weiter auf der Bühne spielen konnte, so hat er jetzt im Kriege als der einzige deutsche Wochenschausprecher nur noch wenig Zeit für die Bühne. Dafür aber hören Tag für Tag Millionen von Menschen seine Stimme.

Und dieser Stimme verdanken wir es nach dem Einsatz unserer PK.-Kameramänner und neben der Arbeit der Wochenschau-Mitarbeiter in der Heimat, daß wir das große Kriegsgeschehen erschütternd nahe miterleben und das Gefühl haben können, nie so eng mit unseren Vätern, Männern, Brüdern und Freunden verbunden zu sein, wie gerade in diesen Minuten, wenn es im Kino dunkel geworden, die Wochenschaufanfare verklungen ist und die Stimme des Sprechers uns von Erleben zu Erleben führt.

Senta Ulitz

„Abreise Freitag"

ROMAN von Hans Possendorf

Copyright by Verlag Knorr & Hirth, Kommanditgesellschaft, München 1939

64)

Gino fuhr dann ruhig fort: „Der Glücksgott nahm dieses Opfer aber nicht an: Prompt fiel die Kugel in das Nullfach, und ich bekam den sechsunddreißigfachen Betrag, also dreiundvierzigtausend Lire, ausbezahlt. Ich besaß nun im ganzen dreiundneunzigtausendzweihundert Lire. Zweihundert davon gab ich als Trinkgeld für die Croupiers. Dann verließ ich fast fluchtartig den Spielsaal — aus Angst, daß mich der Spielteufel noch einmal packen könnte."

Dr. Mazza strahlt und klatscht in die Hände: „Bravo, bravo! Ich muß Ihnen mein Kompliment machen. Das haben Sie sich großartig ausgerechnet . . . in der Einsamkeit Ihrer Zelle."

„Ich habe Ihnen die reine Wahrheit erzählt."

„Schön, mein Lieber! Dann sollen Sie gleich einmal sehen, wie gut ich es mit Ihnen meine. Ich will versuchen, ein paar Stützpunkte für die Glaubhaftigkeit Ihrer Behauptung zu schaffen." Der Untersuchungsrichter kramt ein paar Augenblicke in seinen Papieren und bringt dann eine Postkarte zum Vorschein.

Gino erkennt sie sofort: „Wie kommen Sie denn zu dieser Karte?" fragt er und runzelt die Stirn.

Natürlich denkt der Untersuchungsrichter nicht daran, Piccirillo bloßzustellen. „Haussuchung, mein Guter", antwortet er hastig und hält dann Gino die Textseite der Karte unter die Nase: „Aus dieser Karte, die Sie ein paar Wochen nach Ihrer Ankunft in Venedig erhielten, geht hervor, daß Sie Ihrer Schwester in Amerika das Mißgeschick mit dem Taschendieb mitgeteilt hatten und daß sich Ihre Angehörigen natürlich wegen Ihrer dadurch entstandenen mißlichen finanziellen Lage beunruhigten. Ich darf also wohl annehmen, daß Sie Ihnen dann von der glücklichen Wendung der Dinge durch Ihren Spielgewinn Mitteilung machten? Ich bin nun bereit, per Kabel bei Ihren Verwandten in St. Louis anfragen zu lassen, ob sich eine derartige schriftliche Mitteilung Ihrerseits noch dort vorfindet. An dem Poststempel könnte man dann vielleicht feststellen . . ."

„Ich danke Ihnen sehr für die freundliche Absicht, Herr Doktor", unterbricht Gino jetzt. „Aber ich habe von diesem Spielgewinn nichts nach St. Louis geschrieben. Ich habe nur mitgeteilt, daß ich „den mir in London abhanden gekommenen Betrag wiedererlangt" hätte."

„Und weshalb haben Sie nicht geschrieben, auf welche Weise?"

„Ich . . . ich habe mich ein wenig . . . geniert."

„Des begangenen Mordes?"

„Nein, des Spielgewinns. Meine Geschwister haben sehr strenge Ansichten."

„Sie müssen mich für sehr naiv halten, Vian."

„Ich sage Ihnen die volle Wahrheit, Herr Doktor."

„Schön, mein Guter. Suchen wir also weiter nach Entlastungszeugen! — Wenn Sie sich die Geschichte mit dem Spielgewinn nicht erst jetzt, nach Ihrer Verhaftung, ausgedacht haben, so muß Ihre Frau die Geschichte ja kennen. Soll ich sie also darüber vernehmen, woher Ihr Geld stammt?"

„Auch meiner Frau habe ich nie etwas von dem Spielgewinn erzählt — und auch nicht von dem Taschendieb. Ich habe sie in dem Glauben gelassen, daß mein kleines Vermögen aus meinen Ersparnissen stammte — die ich ja auch tatsächlich gemacht hatte."

„Und weshalb haben Sie Ihrer Frau nichts von dem Spielgewinn erzählt? Hat die auch . . . so „strenge Ansichten"?"

„Jedenfalls habe ich mich auch ihr gegenüber geniert. Mir lag daran, ihr volles Vertrauen zu erwerben, und ich finde es nicht so besonders empfehlend, wenn jemand von einem Vermögen lebt, das er mit Roulette-Spielen erworben hat."

„Ach, Sie gutes, zartfühlendes Herz, Sie!"

„Ich sage die reine Wahrheit."

„Schön, mein Guter. Ich will Ihnen, obwohl ich kein Wort glaube, doch noch weiter zu helfen versuchen: Wir werden, um Ihre Behauptung glaubhafter zu machen, vor allem feststellen, ob Sie an dem genannten Nachmittag tatsächlich im Spielsaal des Excelsior-Hotels waren. Die Bücher der Spieldirektion werden noch heute eingesehen werden."

Gino beginnt, seine bisher zur Schau getragene Ruhe zu verlieren: „Herr Doktor, es ist wirklich, als ob sich alle bösen Geister gegen mich verschworen hätten!"

„Wieso denn, junger Freund?" fragt Dr. Mazza milde.

„Man hat meinen Namen bei der Rezeption nämlich nicht eingetragen — durch ganz besondere Umstände."

„Da bin ich aber wirklich neugierig!" ruft der Untersuchungsrichter. „Was Ihnen auch alles passiert!"

„Als ich an die Rezeption des Spielsaales kam, wo man sich legitimieren und seinen Eintritt zahlen muß, besaß ich ja nur noch den Zehndollarschein. Hinter dem Empfangstisch saßen zwei Herren. Ich trat auf einen zu und sagte: „Ich habe nur amerikanisches Geld bei mir, weil ich erst vorhin mit dem Flugzeug angekommen bin." — Der Herr antwortete: „Das macht nichts. Ich kann etwas für Sie im Saal wechseln lassen." Da sagte sein älterer Kollege, der wahrscheinlich vermeiden wollte, daß ich mich durch Mißtrauen verletzt fühlte: „Bitte, treten Sie nur ein, mein Herr! Sie können Ihre Karte lösen, nachdem Sie gewechselt haben." Und er rief dem Diener an der Tür zum Spielsaal zu, mich passieren zu lassen. — Erst als ich später mit meinem großen Gewinn den Spielsaal verließ, fiel mir wieder ein, daß ich noch nicht den Eintritt bezahlt hatte. Ich holte es sofort nach. Der Herr nahm das Geld, fragte mich aber weder nach meinem Paß, noch gab er mir nachträglich eine Eintrittskarte. Es war an der Rezeption gerade ein Gedränge von neu ankommenden Spielern; und bei der vielen Arbeit hatten die Herren an der Rezeption wohl vergessen, daß diese Formalitäten bei mir noch nicht erledigt waren. Ich selbst hatte keinerlei Interesse daran, mir jetzt noch eine Karte geben zu lassen, denn ich hatte mir zugeschworen, nie wieder im Leben einen Spielsaal zu betreten, nachdem mich das Glück das erste Mal so gnädig behandelt hatte."

Dr. Mazza schaut Gino lange mit einem Ausdruck freundlicher Ironie ins Gesicht. Dann erklärt er: „Ich kann Sie nur mehr und mehr bewundern, Vian. Es gibt nichts, worauf Sie nicht eine Antwort in Bereitschaft haben. Diese Geschichte von Ihrem Eintritt in den Spielsaal, ohne Eintragung Ihres Namens . . . das ist wieder ein Meisterstückchen. Nur schade, daß Ihnen kein Gericht dieses Märchen glauben wird. — Nichtsdestoweniger . . . ich freue mich schon auf Ihre nächsten Antworten und Erklärungen. — Aber vor allem rauchen Sie mal noch eine Zigarette!"

Wieder reicht der Untersuchungsrichter Gino sein Etui hin, und Gino nimmt dankend die zweite Zigarette an. Beide rauchen ein Weilchen schweigend vor sich hin. Endlich beginnt Dr. Mazza von neuem mit seinem Verhör:

„Hören Sie mal, mein Bester. Sie haben vorhin gesagt, Sie hätten von zwei Tatsachen erst durch den Abschiedsbrief Ihrer Frau, den sie vor ihrem Selbstmordversuch schrieb, Kenntnis erhalten: von der Tatsache, daß Ballarin ermordet wurde — und von der Tatsache, daß Ihre Frau, damals Signorina Nelda Giacometti, beschuldigt worden war, diesen Mord begangen, respektive angestiftet zu haben. — Stimmt das?"

„Jawohl, das habe ich gesagt — und es ist wahr. Ich hatte keine Ahnung von diesen Tatsachen."

„Aber jeder Mensch in Venedig wußte doch davon — durch die Zeitungen."

„Ich habe wochenlang keine Zeitungen gelesen — aus einem ganz besonderen Grund."

„Aus welchem Grund denn?"

„Darf ich erst eine Frage tun, Herr Doktor?"

„Bitte, mein Guter."

„War es der Körper Marco Ballarins, der, eingepackt in grünen Gummistoff, am Morgen des 12. Mai aus dem Canale Grande gezogen wurde?"

„Das wissen Sie doch selbst am besten, Vian. Denn Sie haben Ballarin ja, nachdem sie ihn in seinem Hotelzimmer erwürgt hatten, in den Gummivorhang verpackt, der im Badezimmer hing."

„Ich habe Ballarin weder ermordet, noch seinen Körper verpackt."

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Spar-Teig mit 50 g Fett und 1 Ei backen wir „Äpfel im Schlafrock":

Teig lt. veröffentl. Rezept „Kartoffelteig für Kleingebäck" aus dem Dr. Oetker-Prospekt „Zeitgemäße Rezepte".

Füllung: 7-8 mittelgr. Aepfel, etwas Marmelade.

Zum Bestreichen: 1 Eigelb, 1 Eßlöffel entrahmte Frischmilch.

Man rollt den Teig dünn aus und rädert für die Aepfel passende Vierecke aus. Danach werden die Aepfel geschält, mit einem Apfelbohrer wird das Kerngehäuse entfernt und die Höhlung zur Hälfte mit Marmelade ausgefüllt. Man bestreicht die Vierecke an den Rändern mit verquirlter Eigelb-Milch, setzt die Aepfel in die Mitte, drückt die vier Zipfel über den Aepfeln zusammen, bestreicht den Teig mit Eigelb-Milch und legt auf die Zipfel ein kleines Teigviereck. Die Aepfel im Schlafrock werden auf ein gefettetes Backblech gesetzt.

Backzeit: Etwa 30 Minuten bei guter Mittelhitze.

Bitte ausschneiden!

1891-1941

mit Dr. Oetker Backpulver „Backin"!